

Buchbesprechungen

KONRAD KÖSTLIN/PETER NIEDERMÜLLER/HERBERT NIKITSCH (Hrsg.): Die Wende als Wende? Orientierungen Europäischer Ethnologien nach 1989. Wien: Institut für Europäische Ethnologie 2002, 165 S. (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Ethnologie der Universität Wien, 23).

Der Sammelband dokumentiert die Beiträge eines Workshops, der im Oktober 1999 in Wien stattgefunden hat unter der Fragestellung: Wie hat die Volkskunde/Europäische Ethnologie in Mittel- und Osteuropa auf die „Wende“ von 1989 reagiert? Welche Umbrüche von Perspektiven und Paradigmen haben stattgefunden? Welche institutionellen, kommunikativen und performativen Veränderungen haben sich ergeben? Der Band enthält einerseits gedanklich rahmende Beiträge, die sich mit der „Wende“ und mit der Europäisierung und Ethnologisierung des Faches im allgemeinen beschäftigen (Konrad Köstlin, Peter Niedermüller, Reinhard Jobler), und andererseits Darstellungen und Bestandsaufnahmen aus einzelnen mittel- und osteuropäischen Ländern: aus Polen (Michał Buchowski), den Niederlanden (Don Kalb), aus Kroatien (Jasna Čapo Žmegač), Ungarn (Violetta Zentai), England (Christopher Hann) und Slowenien (Borut Brumen).

Konrad Köstlin eröffnet einleitend gewissermaßen einen metaeuropäischen Horizont, indem er von einer Eigenart der Moderne im Allgemeinen spricht: Zu den „Ritualen der Moderne“ gehört die „Skalierung der Erinnerung“. Neben der Lokalisierung (‘Erinnerungsorte’) gibt es eine Periodisierung (Erinnerungstermine), und diese zeitliche Einteilung und Rhythmisierung von Erinnerungen erfolgt mit Vorliebe in Zehnerschritten. Köstlin spricht vom „Zauber der Dekade“, dem auch Wissenschaftler erliegen, wenn sie etwa das zehnte Jahr nach der „Wende“ zum Anlass für fachliche Selbstreflexionen nehmen. Skalierungen stiften plausible Ordnungen, bilden gleichsam Korsettstangen, um Aufmerksamkeiten zu bündeln, Erlebnisräume abzustecken. Erhebliche Denk- und Handlungszwänge sind damit verbunden, aber auch Möglichkeiten kultureller Integration und Identitätsbildung.

Dass Erinnerungstermine innovative Energien und Impulse freisetzen können, demonstriert Peter Niedermüller, wenn er eine „neue Perspektive“ und einen „theoretisch und methodologisch festen Rahmen“ für die Europäische Ethnologie fordert. Zu diesem Zweck rekapituliert er zunächst einige ältere Perspektiven: von den „Wurzeln“ der nationalen Volkskunden in Europa über die Alltagskulturforschung bis hin zur Ethnologisierung und Anthropologisierung des Faches seit den 1980er Jahren. Niedermüllers Überlegungen laufen auf „fünf zentrale Perspektiven“ hinaus: 1. „Europäische Ethnologie untersucht komplexe Gesellschaften“; 2. sie „konzentriert ihre Forschungen auf die eigene Gesellschaft“; 3. sie „geht immer von der Gegenwart aus“; 4. sie zielt „auf die sozio-kulturelle Logik (g)lokaler Welten“; 5. methodologisch gesehen arbeitet sie „ethnographisch und diskursanalytisch“.

Die nachfolgenden Berichte aus Osteuropa stimmen grundlegend darin überein, dass die Erneuerung der dortigen volkskundlichen und ethnologischen Disziplinen vor allem durch Rekurs auf die Sozial- und Kulturanthropologien des Westens gelungen ist. Alle Beiträge kommen zunächst auf den status quo ante zu sprechen, d. i. auf die Vorherrschaft des „ethnographischen Paradigmas“: der deskriptiven, positivistischen, auf bäuerliche Traditionen gerichteten Sichtweisen bis in die 1980er Jahre und darüber hinaus. Die Rezeption der westlichen Ansätze hat allerdings in den meisten osteuropäi-

schen Ländern bereits im Jahrzehnt vor der „Wende“ eingesetzt und zu einer Art von unerschwelligem Paradigmenwechsel an einigen Instituten geführt. Die Aufsätze nennen jeweils die betreffenden Institute, ihre Vertreter und Forschungsschwerpunkte. Das lässt sich im Einzelnen im Sammelband genau nachlesen. Sodann kommen die Autoren auf die aktuellen volkskundlich-ethnologischen Hauptströmungen in ihren Ländern zu sprechen. Dabei demonstrieren einige Beiträge, in welcher Weise und wie stark in den 1990er Jahren auch in den ethnologischen und anthropologischen Disziplinen diejenige Tendenz um sich gegriffen hat, die ‚neuer Nationalismus‘ genannt wird.

Vor allem die Volkskunde/Ethnologie in Kroatien ist infolge der jüngsten Balkankriege vom ‚neuen Nationalismus‘ geprägt. Sie hat sich, wie Jasna Čapo Žmegač berichtet, stark engagiert für die Ausbildung einer „kroatischen Identität“. Žmegač unterscheidet zwei Richtungen: 1. die gemäßigte „kritische Ethnologie“, der es um Bestandsaufnahmen der Alltagskultur in Vergangenheit und Gegenwart geht (z. T. mit den Methoden der älteren Ethnographie); 2. die „Ethnologie der Kriegszeit“, die den Krieg und seine Folgen aus der Perspektive der zahl- und namenlosen Betroffenen untersucht. Eindrucksvoll belegt Žmegač den Umstand, dass Argumente etwa aus der Writing-Culture-Debatte von kroatischen Ethnologen nationalistisch ausgelegt worden sind: Wenn es der Kulturanthropologie um die Selbstrepräsentation von Ethnien geht, dann scheint eine „patriotische Forschung“ und das zugehörige „tendenzielle Schreiben“ durchaus gerechtfertigt. Ebenso berichtet Borut Brumen für Slowenien von dem Interesse, den Staatsbildungsprozess ethnographisch zu begleiten und zu unterstützen. Neben dieser ausgeprägt nationalen Strömung, die in Slowenien eher an ältere Fachtraditionen anknüpft, hat sich indes eine „offenere Richtung“ herausgebildet, die an internationalen Standards und Themenfeldern orientiert ist: Stereotypenforschung, Urbanisierung, Populärkultur, Identitätskonstruktionen etc.

Es zeigt sich, dass besonders in denjenigen Staaten Osteuropas, die nach 1989 entstanden sind, volkskundliche und ethnologische Disziplinen ein starkes nationales Selbstverständnis entwickelt haben, und zwar explizit unter Berufung auch auf kultur-anthropologische Positionen. Die polnischen und ungarischen Ethnologien dagegen stellen sich weitaus gemäßigter dar. In Ungarn nimmt, so Violetta Zentai, die kultur-anthropologisch geprägte Ethnologie einen distanzierten Standpunkt gegenüber den neuen nationalen Tendenzen ein, kritisiert alle ideologischen Fundamentalismen und plädiert für kulturelle Diversität. Zugleich werden Verluste an sozialer und kultureller Stabilität infolge des postsozialistischen Wandels, insbesondere der Marktwirtschaft diskutiert.

In Polen findet sich die sowohl empirisch als auch theoretisch stärkste und virtuoseste ethnologisch-anthropologische Formation. Michał Buchowski unterscheidet zwei dominierende Strömungen: die ethnologische Strömung (von der traditionellen Ethnographie bis zur Kulturanthropologie) und die soziologische Strömung (vom Funktionalismus bis zum poststrukturalistischen Narrativismus). Buchowski zeichnet ein sehr detailliertes Bild der „polnischen Szene“, ihrer „moietees“, „tribes“ und „clans“, und kommt zu dem Schluss: Der polnischen Ethnologie ist es gelungen, ein durchaus selbstständiges Gepräge gegenüber der französischen und angelsächsischen Sozial- und Kulturanthropologie zu entwickeln.

Einen Abriss über die Folgen der „Wende“ aus westlicher Perspektive gibt Christopher Hann am Beispiel der „Association of Social Anthropologists“ (ASA). Jedoch lässt sich kaum von ‚Folgen‘ sprechen, denn die Arbeitsschwerpunkte von Wissenschaftlern innerhalb der ASA haben sich, so Hanns Hypothese, nach 1989 kaum verändert. Und

überdies: Das westeuropäische Interesse an den osteuropäischen Ethnien und Ethnologien ist trotz der „epochalen Umbrüche“ ziemlich schwach geblieben. Für Deutschland konstatiert Hann das Wegbrechen einer ganzen Forschungstradition, der DDR-Volkskunde und -Ethnologie, sowie eine große Verwirrung von Namen, Themen und Theorien in der gegenwärtigen volkskundlich-ethnologischen Forschungslandschaft.

Über die besondere Situation in den Niederlanden berichtet Don Kalb. Während dort die Volkskunde („Folklore“) im tradierten Sinne weiterarbeitet, ist die „Europäische Anthropologie“ in den vergangenen 15 Jahren aufgrund von Universitätsreformen fast „völlig zerstört“ worden. Dieser Aufsatz zeigt wie ein Menetekel, was auch der Europäischen Ethnologie in Deutschland bevorstehen könnte, wenn Universitätsfinanz- und Studiengangsreformen sich zuungunsten kleinerer Disziplinen auswirken.

Abschließend weist Reinhard Johler auf zwei große Defizite der europäischen Ethnologie in Österreich und Deutschland hin: 1. das Fehlen eines identifizierbaren inhaltlichen, methodischen und theoretischen Rahmens; 2. die mangelnde Auseinandersetzung mit kulturalanthropologischen und postmodernen Theorien. In Übereinstimmung mit Peter Niedermüller fordert Johler das Fach auf, den eigenen Namen ernst zu nehmen, also endlich transnationale europäische Forschung zu betreiben, und zugleich die Ethnologisierung und Anthropologisierung des Faches voranzutreiben, allerdings nicht ohne „dabei Ressourcen der ‚alten‘, der volkskundlichen Europäischen Ethnologie zu nutzen“.

Als gemeinsame Intention der Beiträge dieses Sammelbandes lässt sich die Suche nach einem verbindenden, „theoretisch und methodologisch festen Rahmen“ für eine Europäische Ethnologie feststellen, die insbesondere dem Epitheton europäisch gerecht wird. Fast alle Beiträge bevorzugen Rahmungen, die auf eine Ethnologisierung und Anthropologisierung des Faches hinauslaufen, vor allem auf den Anschluss an die Kulturalanthropologie. Man könnte also sagen: Die hier vertretenen mittel- und osteuropäischen Ethnologien stimmen theoretisch in ihrer kulturalanthropologischen Tendenz und methodologisch in ihrer hermeneutischen Tendenz weitgehend überein. Dabei tun sich vor allem zwei Probleme auf: 1. die kulturalanthropologische Legitimation des ‚neuen Nationalismus‘, die m. E. auf die Kulturalanthropologie selbst zurückfällt; 2. die Schwierigkeit, einen „festen Rahmen“ kulturalanthropologisch, also mit Hilfe einer relativistischen Kulturtheorie begründen zu wollen. Hinzu kommt die Frage, ob nicht das spezifisch Europäische der Europäischen Ethnologien gerade im Fehlen eines übergreifend verbindlichen Rahmens besteht. Die fehlende Einheitlichkeit ist, wenn man die Argumente der Kulturalanthropologie aufs eigene Fach anwendet, nicht als Mangel zu beklagen, sondern als Stärke zu begrüßen, nicht zuletzt wegen der damit verbundenen Resistenz gegen eine mögliche Vereinheitlichung von Wissenschaftsstilen und Vokabularen. Insgesamt vermittelt der Sammelband einen guten Überblick über die fachlichen Folgen der so genannten Wende vor allem in Osteuropa.

Marburg

HARM-PEER ZIMMERMANN

HERMANN BAUSINGER: *Fremde Nähe. Auf Seitenwegen zum Ziel. Essays.* Tübingen: Klöpfer und Meyer 2002, 216 S., Schwarzweißabb. (Promenade).

Der Literaturwissenschaftler Gert Ueding, der für die Herausgabe der kleinen Reihe *Promenade* verantwortlich zeichnet, skizziert in seiner knappen Einleitung die Faszination, die von allen Texten Hermann Bausingers ausgeht, nämlich seine Fähigkeit, die

gelegentlich banal scheinenden Dinge des Alltags in einen „sozialen und literarischen Kontext“ zu stellen, „der sich zur europäischen Kultur öffnet und das Regionale immer als die besonders ausgeprägte Form des Weltläufigen auffasst“. Dabei, und das machen die Texte neben ihrem wissenschaftlichen Gehalt auch zu einem Lesegenuss, gelingt es ihm, „die Kunst des genauen Hinsehens, die exakte Aufnahme oder Rekonstruktion der Realien mit lebendiger und anschaulicher Erzählung zu verbinden“. Einmal mehr gilt es in diesem Bändchen mit zum großen Teil bereits früher, wenn auch meistens an entlegener Stelle veröffentlichten Essays den wie Ueding schreibt „hinreißenden Geschichtenerzähler“ Bausinger zu entdecken.

Das thematische Spektrum der Beiträge spiegelt einen weiten Teil des breiten wissenschaftlichen Horizonts von Hermann Bausinger wider. „Globalisierung und Heimat“ so der Titel des ersten Aufsatzes, der als einziger unveröffentlicht ist, nimmt den Faden der seit den 1960er Jahren auch prominent von Hermann Bausinger in der Volkskunde geführten Diskussion um „Begriff und Sache“ Heimat unter dem Vorzeichen einer vielfach mehr behaupteten als tatsächlichen Globalisierung auf. Drei Artikel widmen sich sehr unterschiedlichen schwäbischen Biographien (Friedrich Theodor Vischer, Marianne Ehrmann, Casimir Bumiller), die – jede auf ihre Art – zeigen, wie das Besondere schwäbischer Mentalität geformt und reflektiert wird.

Scheinbar so anthropologische Kategorien wie das Lachen (Lachkultur), aber auch das Hören als „Zuhören, Verstehen und Missverstehen“ (Kannitverstan) zerlegt Bausinger in ihre räumliche, zeitliche und soziale Dimensionen. „Die moralischen Tiere“ zeigen die Vielschichtigkeit von Märchendeutungen und die kulturelle Codierung von Tiermetaphern auf.

In „Reiseglück und Reisewahn“ wird die Parallelität west- und ostdeutscher Reisekultur aufgezeigt, Reisen als die „andere Welt“, die jedoch nie ohne das Versprechen von Alltagssicherheit auskommt. Schließlich führt Hermann Bausinger an der Uracher Alp (Lichtenstein und Huhkahöhle) vor, wie über Literatur Landschaft konstituiert und Deutungsmuster produziert werden.

Die getroffene Auswahl – die Texte stammen überwiegend aus den 1990er Jahren – ist gelungen; sie repräsentativ zu nennen würde der Fülle der Bausingerschen Arbeiten nicht gerecht werden. Man kann viel Neues und Bedenkenswertes entdecken, wenn man sich mit Bausinger auf die Reise in die „fremde Nähe“ begibt, unterhaltsam und kurzweilig ist es allemal.

Kiel

SILKE GÖTTSCHE

JOACHIM WOSSIDLO/ULRICH ROTERS (Hrsg.): Interview und Film. Volkskundliche und Ethnologische Ansätze zu Methodik und Analyse. Münster u. a.: Waxmann 2003, 212 S., Farb- und Schwarzweißabb. (Münsteraner Schriften zur Volkskunde/Europäischen Ethnologie, 9).

Der Band ist die erweiterte Fassung einer gemeinsamen Tagung der Filmkommission der DGV und der AG Visuelle Anthropologie der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde, die 2001 in Göttingen stattfand. Dieser interdisziplinäre Ansatz ist ein wesentlicher Charakterzug der Publikation, die in vier Bereiche untergliedert ist. *Edmund Ballhaus* führt mit seinem Referat „Rede und Antwort. Antwort oder Rede?“ in den ersten Block ein und untersucht in methodischer Hinsicht die „Interviewformen im wissenschaftlichen Film“. Wichtig ist seine kurze, kritische Auseinandersetzung mit

der filmischen-kulturwissenschaftlichen Dokumentation, die in den sechziger/siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts (und noch darüber hinaus) einer traditionellen Volkskunde mit dem Bemühen verpflichtet war, möglichst viel an Handwerksüberlieferung, an Brauchtum und bäuerlichem Leben festzuhalten, und die somit auf „letzte Momente“ fixiert war. Es sei an die frühe Zeit des 1954 in Göttingen gegründeten „Instituts für den wissenschaftlichen Film“ (IWF) erinnert. Ob in allen diesen Fällen die Authentizität der aufgenommenen Sujets gewahrt wurde, mag, auch wenn Feldforschungen vorausgingen, dahin gestellt bleiben. Im Allgemeinen traten die Akteure wortlos auf; der Handlungsablauf sollte für sich sprechen. Eine neue Situation ergab sich, als die Filmemacher daran gingen, die Darsteller mit Hilfe von Interviews in das Geschehen einzubinden. Günstigenfalls erreichte man ein gleichwertiges, partnerschaftliches Verhältnis zwischen beiden Seiten. Die Interaktion auf dem Wege des Interviews birgt allerdings manche Tücken in sich. Soll man sich des „außengerichteten offenen Dialogs“ (sichtbare Beteiligung des Wissenschaftlers bei der filmischen Befragung), des „außengerichteten verdeckten Dialogs“ (Ausklammerung der gesprächsleitenden Person), des Monologs handelnder Darsteller oder des Dialogs zwischen den aktiven Protagonisten bedienen? Ballhaus, der diese Interviewformen in zwei Tabellen veranschaulicht, findet keinen „Königsweg des Interviews im kulturwissenschaftlichen Film“ (S. 45) und rät praxisnah, die Methode adäquat der jeweiligen Situation zu wählen oder mehrere zu kombinieren. Bei alledem ergibt sich das Problem, dass etliche aneinander gereihete „talking heads“ die filmische Erzählweise störend, weil unterbrechend, beeinflussen können. Bei diesen Gesprächen sind, so *Paul Henley* in seinem Beitrag, als visuelle Hilfsmittel Fotos, Archivmaterialien oder Zeitungen nützlich, aber der Filmfluss darf unter ihnen nicht leiden. Bei arrangierten Interviews besteht die Gefahr, dass sie gezwungen wirken. Dem versuchen *Beate Engelbrecht* und *Manfred Krüger* in ihren ethnologischen Filmen durch „natürliche Gesprächssituationen“ entgegenzusteuern. Die Personen werden aus der Aktion heraus interviewt, was nicht aufgesetzt wirkt, aber auch Überraschungen mit sich bringen kann, welche die Aufnahmen erschweren.

Im Brennpunkt des zweiten Referatblockes stehen „Potenziale gefilmter Interviews“ – eine allgemeine Formulierung, die es zu konkretisieren gilt. Dazu gehört beispielsweise die Kongruenz verbaler Äußerungen mit nonverbalem Verhalten. Stimmen sie nicht überein, klaffen die Aussage des Interviewten und seine Gestik auseinander, sind Zweifel an dem Wahrheitsgehalt angebracht, oder es offenbart sich zumindest ein innerer Widerspruch. Die Frage ist auch, wie sich interviewte Personen selbst sehen oder von außen beurteilt werden möchten (Beitrag *Dagmar Hänel*). In diese Richtung von Verbalem und Nichtverbalem führt auch *Wolfgang Davis'* Auseinandersetzung mit der Körpersprache als paralinguistische Zeichen, das heißt nichts anderes als die Relation des gesprochenen Wortes mit dem Ausdruck etwa von Gesicht und Händen von Gesprächspartnern. Wie es auch sei, es besteht eine Interaktion, die man sich gerne als Kollaboration von Interviewer und Interviewten vorstellt (Beitrag *Karl G. Heider*).

Der dritte Teil handelt „Über Filme, Werke & Praxis“. *Julia Bayer* leuchtet die Gespräche des australischen Dokumentarfilmers Dennis O'Rourke in seinen Filmen aus. Wichtig ist es für ihn, dass sich zwischen dem Fragesteller und seinem Gegenüber ein Prozess des Dialogs entwickelt, „in dem Anliegen, Herangehensweise, Methoden und Strategien ineinander greifen und voneinander abhängen“ (S. 125). Es handelt sich um ein sehr persönliches Miteinander; der Filmemacher wird Teil der aufzunehmenden Situation. In *Wilma Kieners* Beitrag über „Mobbing als symbolische Form“ geht es anhand der Fernsehserie 'Big Brother' und des so genannten Containerfernsehens um ein Novum in der Dokumentarfilmgeschichte, nämlich um die Befragung der Rezi-

pienten, und damit letzten Endes um die Bevölkerung vor dem Bildschirm, die zugleich Konsument ist. Indem er, dieser Konsument, interviewt wird, übernimmt er sowohl einen aktiven wie einen passiven Part. Nach diesem Exkurs zum „Real-Life-Soap“ steht im Mittelpunkt des Referates von *Ralf Bücheler* und *Alexandra Hessler* die Divergenz von volkswissenschaftlich-kulturwissenschaftlichem Film und künstlerischem Dokumentarfilm, einerseits häufig knöchern und oberlehrerhaft, andererseits atmosphärisch dicht mit ästhetischem Anspruch. Dies ist in der Tat ein zentrales Problem, dessen sich die als Filmemacher tätigen Volkskundler und Ethnographen bewusst sind. Danach zeigt *Andreas Garitz*, auf seiner Medienpraxis basierend, eine weitere Schwierigkeit auf: Wie bringt man innerhalb eines Radio- oder Fernsehinterviews von wenigen Minuten Dauer einen kulturhistorischen oder volkswissenschaftlichen Sachverhalt auf den Punkt? Soll man diese Mediensprache den Journalisten überlassen, oder hat die Volkskunde auch eine Chance, auf dem Weg mit kurzen O-Tönen das Publikum zu erreichen? Den inhaltlich reichen Band beschließt als vierter Teil ein Interview mit einigen Gründerinnen des ethnographischen Films, die als erfolgreiche Filmemacherinnen darüber Auskunft geben, wie lange es dauerte, bis sie als Frauen auch den Zugang zur wichtigsten Voraussetzung des Filmens fanden – zur Kamera – und damit gleichberechtigt neben den Kameramännern stehen. Es liegt auf der Hand, dass sich im Sujet beim Part Kamerafrau/Kameramann modifizierende Ansichten abzeichnen.

Fazit: Der ethnographisch-volkswissenschaftliche Film bleibt eine Gratwanderung zwischen Authentizität und handwerklichem Dilettantismus, worunter der wissenschaftliche Anspruch und die künstlerisch-ästhetische Umsetzung der Vorgaben zu verstehen sind.

Wittlich

KLAUS FRECKMANN

MARIANNE HEIMBACH-STEINS/BÄRBEL KERKHOFF-HADER/ELEONORE PLOIL U. A. (Hrsg.): Strukturierung von Wissen und die symbolische Ordnung der Geschlechter. Gender-Tagung Bamberg 2003. Münster u. a.: LIT 2004, 195 S., Schwarzweißabb.

Der Band „Strukturierung von Wissen und die symbolische Ordnung der Geschlechter“ versammelt die Vorträge einer im Jahr 2003 an der Universität Bamberg veranstalteten Tagung, die einem Jubiläum gewidmet war: 100 Jahre Frauenstudium in Bayern. Der Tagungsband gliedert sich in drei Teile: „Genderaspekte in Gegenwartskultur und Gesellschaftspolitik“, „Die Geschlechterkategorie in der Kulturgeschichte“, und einen das genannte Jubiläum betreffenden Abschnitt, „100 Jahre Frauenstudium in Bayern“. Enthalten sind jeweils längere Beiträge und kürzere Berichte, die aus Workshops anlässlich des genannten Jubiläums entstanden sind.

Die wissenschaftliche Forschung zum Thema Geschlecht zeichnet sich durch Interdisziplinarität aus. Dieser Ansatz spiegelt sich auch im vorliegenden Band, der unterschiedliche Ansätze und Forschungen aus Geistes- und Sozialwissenschaften versammelt. Somit verdeutlicht er die Bandbreite des Themas und zeichnet ein Spektrum aktueller Forschungen zum Thema. Der erste Beitrag zu Genderaspekten in Gegenwartskultur und Gesellschaftspolitik von *Marie-Luise Angerer* unter dem Titel „Frauenkörper-Medien“ wird mit einem theoretischen Teil eingeleitet, mit dem sie ihre Analyse in den Bereich poststrukturalistischer Ansätze verortet. Aktuelle Kunst von Frauen wie Cindy Sherman oder Pippilotti Rist, die sich durch die Vielfältigkeit ihrer Körper-Bezüge auszeichnet, stellt Angerer als Anschlüsse und Umsetzungen gegenwärtiger Theorien vor. Auch wendet sie sich gegen eine kulturpessimistische Verurteilung der Bilder, die Medien von geschlechtsspezifischen Körpern entwerfen. Sie plädiert dafür,

die Limitation bildlicher Darstellung als Potential zu sehen. Besondere Aufmerksamkeit verdient der Beitrag der Sozialpsychologin *Guðrun-Axeli Knapp*, die die aktuelle Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht vorstellt. Diese resultiert ihrer Ansicht nach aus einer Gleichsetzung dieser Kategorie mit dem Gender-Begriff, der, aus der US-amerikanischen Forschung übernommen, seine Bedeutung vor allem im Rahmen der Sex/Gender-Unterscheidung erlangt. In der aktuellen Grundlagenkritik dieser Zwillingskategorie sieht sie einen theoretischen Fortschritt im Sinne eines zunehmenden selbstreflexiven Potentials feministischer Theorie. Weiterhin konstatiert sie eine De-Isolierung der Betrachtung des Geschlechterverhältnisses, das zunehmend als ein Verhältnis innerhalb sozialer Verhältnisse betrachtet wird. Die Relationalität des Geschlechterverhältnisses tritt somit stärker in den Vordergrund der Betrachtungen. Für Knapp ist dies nicht aber mit einem Bedeutungsverlust der Kategorie Geschlecht gleichzusetzen.

Die weiteren Beiträge dieses Bandes entstammen den unterschiedlichsten Disziplinen. Sozialwissenschaftliche und volkswirtschaftliche Erkenntnisse werden in den Berichten aus den Workshops „Umweltverhalten in Genderperspektive“ von *Hanspeter Buba*, „Werden Frauen auf dem Arbeitsmarkt diskriminiert?“ von *Johannes Schwarze*, und „Geschlechterrollen – Und sie bewegen sich doch?!“ von *Karin Kurz* vorgestellt. „Die lesende Frau“ steht im Mittelpunkt des Beitrags von *Gabriela Signori*, die von der kontroversen Diskussion um Frauen und Literatur im Mittelalter ausgeht. Zunächst untersucht die Verfasserin auf der Basis der Auswertung von Testamenten und Inventaren, welche Bücher im Zeitraum vom 13. bis zum 15. Jahrhundert im Besitz adliger Frauen waren. In der Folge geht sie auf die zeitgenössischen Lesarten weiblicher Lektüre ein und interpretiert diese als Projektion und Schreibfläche für geschlechtsspezifische Erziehungsvorstellungen. Die mittelalterliche Herrscherin Kunigunde, ihre Heiligsprechung und den Erfolg ihres Kultes im Spätmittelalter thematisiert der Aufsatz von *Carla Meyer*. *Brigitte Lohrke* stellt in ihrem Beitrag zu prähistorischer Genderforschung heraus, dass die Interpretation archäologischer Befunde über weite Zeiträume auf der Basis stereotyper Rollenvorstellungen des Männlichen und Weiblichen erfolgte. Eine Analyse unter Zuhilfenahme des Sex/Gender-Modells sieht sie als Möglichkeit, solche Übertragungen zu vermeiden. Die Inszenierung geschlechterspezifischer Körper steht im Mittelpunkt eines musikwissenschaftlichen Beitrages, der einen Einakter Arnold Schönbergs unter diesem Gesichtspunkt analysiert. Zwei theologische Beiträge beschäftigen sich mit der feministischen Exegese des Alten Testaments sowie mit dem Entwurf einer theologischen Ethik, die durch die Einbeziehung des Globalisierungsdiskurses und Gender-Konzepten grundsätzlichen Strukturveränderungen unterworfen ist.

Die Beiträge zum 100jährigen Jubiläum des Frauenstudiums befassen sich mit der Situation von Frauen an bayerischen Universitäten in Geschichte und Gegenwart. Eine biographische Skizze zu Elisabeth Gössmann, der ersten Ehrendoktorin der Fakultät für Katholische Theologie in Bamberg, und ein literarisch-utopischer Rückblick auf die universitäre Situation von Frauen aus dem Jahr 2103 beschließen den Band.

MARTIN EICHHORN: Kulturgeschichte der „Kulturgeschichten“. Typologie einer Literaturgattung. Würzburg: Königshausen & Neumann 2002, 307 S. (Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft, 417).

Diese bibliothekswissenschaftliche Dissertation der Humboldt-Universität Berlin aus dem Jahre 2000/2001 behandelt aus der Perspektive der „Buchkunde“ einen Büchertypus, der im letzten Vierteljahrhundert den Büchermarkt überschwemmt hat, jedoch aus einer Verstehenstradition der letzten 250 Jahre stammt, also in das Geflecht des „Projekts Moderne“ gehört. Doch hier sind nicht so sehr die ideengeschichtlichen Leitlinien gefragt als deren praktische Auswirkungen auf modisches Publizieren innerhalb eines bestimmten Sektors von Sachinformationen.

Wer als Volkskundler schon immer zum Kreis der Kulturhistoriker im weitesten Sinne des Wortes gehört hat, dem fällt zu dem Themenkreis zunächst aus eigener Berufserfahrung und entsprechendem Literaturumgang, unbefangen von den Erhebungen und Statistiken der vorliegenden Studie, folgendes ein. Da gab es zu meiner Studienzeit kurz nach dem Zweiten Weltkrieg wieder oder noch immer in den Antiquariatskatalogen regelmäßig das eigens abgeteilte weite Feld des „Kulturgeschichtlichen“ oder der „Sittengeschichte“. Dort waren stets die Occulta, Magica, Erotica, Curiosa, Folkloristica zusammengetragen, das also, was soeben Christoph Daxelmüller als Arbeitsfeld für die „Müllmänner“ der Geschichte benannt hat und darum vornehmlich den Volkskndlern zuschreibt. Friedrich Samuel Krauss, Will-Erich Peuckert und Wilhelm Fraenger könnte man aus unserer vergessenen Ecke dazuzählen, doch sie fassten als Wissenschaftler sehr spezielle Probleme nur ins Auge und zwar ganz unterschiedliche je nach sachlichem und methodischem Zugang, bei den drei genannten also Gegenwarterhebungen, Textüberlieferungen oder Bildbedeutungen. Hingegen nicht für Wissenschaftler geschrieben, sondern für ein gehobenes Bildungsbürgertum publiziert waren die großen unterhaltsamen Überblicke des Literaten Egon Friedell oder die damals für besonders freizügig angesehenen Karikaturpublikationen des Sammlers und Publizisten Eduard Fuchs. An den Universitäten wurde um 1950 der geisteswissenschaftliche Student allenfalls auf Gustav Freytag und Jacob Burckhardt aus dem 19. Jahrhundert hingewiesen, der Volkskundler damals in aller Regel auf Georg Steinhausens „Monographien zur deutschen Kulturgeschichte“, während der Jahrhundertwende im Jenaer Verlag Eugen Diederichs erstmals verlegt und illustriert aus den Graphikbeständen des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg.

Wenn ich nun das vorliegende Buch zu lesen beginne, wird meine Eigenerfahrung bestätigt, finde ich weiterführende Anmerkungen zu allen Einzelheiten, fühle ich mich als Mitherausgeber des längst in die Jahre gekommenen „Archivs für Kulturgeschichte“ und des nicht minder traditionsreichen „Anzeigers für das GNM“ richtiggehend zu Hause. Das wollte man schon lange einmal so genau zusammengestellt wissen und nicht bloß immer Essays über den Kultur- oder gar den inflationär gewordenen Kulturwissenschaftsbegriff und die wechselnden „turns“ vorgesetzt bekommen. Der statistische Zugang über Bibliographien, Buch- und Periodica-Titel, die aufschlussreiche Zusammenstellung von 623 Titelaufnahmen nach Schlagworten aus den letzten zwanzig Jahren des 20. Jahrhunderts (S. 214–269 mit ganz wenigen einschlägigen Titeln seit den sechziger Jahren) demonstriert auf einen Blick, was hier auf dem Büchermarkt passiert ist und als ein Phänomen unserer Zeit, unseres Wissensverständnisses, unseres historischen Bewusstseins gedeutet werden will. Dafür bietet der Autor zuvor „Autorenporträts“ mit allen wünschenswerten Auskünften (S. 136–203). Das Ganze nennt sich „Kulturgeschichten im Vergleich, Auswertung einer Bibliographie“ (S. 115–135).

„Titel und Titelmoden“ werden anhand des Kulturbegriffs, seiner Benutzer und Bewerber kritisch analysiert (S. 52–74). Man könnte das parallel mit dem in jüngster Zeit durch den Dekonstruktivismus modisch gewordenen Begriff der „Erfindung“ fortsetzen. Heute heißt es seltener „Die Kulturgeschichte des soundso“ sondern „Die Erfindung des soundso Phänomens“. Noch interessanter wäre es, dem Verlust des Titels durch die Monumentierung von Motti als Hauptüberschriften einmal nachzugehen, wenn die Bibliographierung eines wissenschaftlichen Buches wie ein expressiver Roman oder Kinofilm mit einem Zitatfetzen, also einer Anführung und drei Auslassungspunkten beginnt. Hui! Aber das führte hier natürlich zu weit, doch regt die Untersuchung solches Weiterdenken an. Historischen Rückblick bietet das uns besonders naheliegende Kapitel „Wegbereitung durch Geschichtsschreibung und Volkskunde“ (S. 74–85). Da geht es nur kurz um Lamprecht, Huizinga, Riehl und die französischen Annales, vielmehr sind dort dem Autor genauso wichtig „Kulturgeschichten als Instrumente unternehmerischer Öffentlichkeitsarbeit“ und die dahinter stehenden potentiellen Konsumenten oder gesellschaftlichen Bewusstseinslagen als „Vergangenheitszugewandtheit/Rückzug und Wiederkehr der Dinge“ (S. 95–111). Zur Volkskunde werden leider nur im Zusammenhang von Riehl Hinweise auf die derzeitige Einführungsliteratur zur Geschichte des Faches gegeben. Für die Gegenwart zitiert er abschließend Gottfried Korff mit dem kritischen Diktum zur „Balkonkultur, Telefonkultur, Teppichkultur“, um direkt darauf allerdings folgendes Fazit zu ziehen: „Das Vortasten der Volkskunde schuf sowohl in den Verlagshäusern als auch beim Lesepublikum eine Bereitschaft, sich dem Singulären zu widmen. Dies ließ und läßt teilweise – im besten Wortsinne – unterhaltsame Sachliteratur entstehen und belebt den Buchmarkt“. Na, prosit! Und unter den 31 genannten Autorenporträts taucht dann Martin Scharfe auf (S. 187–189) vor dem ebenfalls interviewten Wolfgang Schivelbusch (Eisenbahnreise 1977, Genussmittel 1980, Künstliche Helligkeit 1983) mit seinem Titel „Zur Kulturgeschichte des Verirrrens und Wegfindens“ als ergänzter Wiederabdruck eines längeren Aufsatzes bei Jonas in Marburg, welcher Verlag bekanntermaßen Volkskundliches stets nur als Kulturreißer in kleiner Münze vermarktet.

Was der renommierte Sozial- und Kulturhistoriker Ulrich Raulff zu der vorliegenden Studie angemerkt hat, trifft den Nagel auf den Kopf: sie schaffe eine Diskussionsgrundlage. Nicht mehr, aber auch nicht weniger. Ich erfreue mich an solcher Materialfülle. Da können wir anderen dann noch viel daraus machen.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

MARIA ERB/ELISABETH KNIPF/MAGDOLNA OROSZ/LÁSZLO TARNÓI (Hrsg.): „und Thut ein Gnügen Seinem Amt“. Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002, 566 S. (Budapester Beiträge zur Germanistik, 39).

ULRICH LANGANKE (Hrsg.): „das gueth von alten Lern“. Jugend-Festschrift für Karl Manherz zum 60. Geburtstag. Budapest: ELTE Germanistisches Institut 2002, 272 S. (Budapester Beiträge zur Germanistik, 40).

Als ich 1983 meinen ersten Forschungsaufenthalt über die Ungarndeutschen in Budapest antrat, nannte man mir übereinstimmend als kompetentesten Ansprechpartner Karl Manherz. Daran hat sich bis heute nichts geändert.

Für die Anerkennung und Dankbarkeit seiner Kollegen und einer großen Schülerschar scheint jedes Maß zu klein, und so konnte sich Professor Dr. Karl Manherz anlässlich seines 60. Geburtstages gleich über zwei bibliophil gestaltete und inhaltsreiche Bände freuen: eine Festschrift seiner Kolleg/Innen und eine so genannte 'Jugendfestschrift'. Beide Bände sind in einem Schuber vereint und preisen bereits mit den ausgewählten Titeln die besonderen Qualitäten von Karl Manherz, denn Kenner seiner Veröffentlichungen entdecken hier Zitate aus dem Johanne-Kodex, einer schön bebilderten bäuerlichen Handschrift geistlicher Texte, die der Jubilar (unter Mitwirkung von Marietta Boross u. a.) 1991 herausgegeben hatte.

In der 'großen' Festschrift würdigen die Herausgeber durch die Aufnahme von Beiträgen aus seinen Arbeitsschwerpunkten die Vielfalt der Interessen des Jubilars: In den drei Hauptkapiteln zu Sprachwissenschaft, Literaturwissenschaft und Geschichte – Volkskunde – Sprachpolitik sind 52 Aufsätze versammelt; bei dieser Fülle können hier allerdings nur Schwerpunkte besprochen werden.

Der Band beginnt mit einer sehr spezifischen Fragestellung, die auf das besondere Interesse von Manherz an Skandinavistik und Komparatistik verweist: *Péter Ács, Katalin Jobbágy* und *Henrik Jørgensen* gehen in ihrem Beitrag zur Schwa-Assimilation im Dänischen der Frage nach, ob die durch allgemeine Erfahrung belegten Schwierigkeiten beim Erlernen des Dänischen auch theoretisch zu rechtfertigen sind. Im Mittelpunkt des sprachwissenschaftlichen Teils stehen dann aber Aufsätze zur Sprachinselforschung, wie derjenige von *Klaus J. Mattheier* zu den zentralen Forschungsdimensionen der Erforschung deutscher Sprachinseln. Dabei werden unterschiedliche Sichtweisen und Ergebnisformen diskutiert: Während nach *Maria Erb* die neueren deutschen Sprachinselmundarten von Ungarn bis 1945 ihren indigen-deutschen Charakter grundsätzlich bewahrt haben, macht *Csaba Földes* theoretisch überzeugend darauf aufmerksam, dass Sprachnormen in der Regel bisher aus der Sicht der Einsprachigkeit definiert worden sind. Er beschreibt deshalb „die 'prototypische' deutsche Sprechweise und den kommunikativen Habits von bi- bzw. multilingualen Ungarndeutschen unter dem Gesichtspunkt der (sprachlichen und kommunikativen) Normen-Problematik“. So erkennt er beispielsweise nicht einen Dialektabbau, sondern einen Dialektumbau. Der Bericht von *Kurt Rein* (München) über Sprachinselforschung in Budapest widerspiegelt eindrucksvoll die erfolgreiche Arbeit von Universitätspartnerschaften wie hier zwischen Budapest und München, wie sie von Karl Manherz beispielhaft praktiziert wird.

Im literarischen Teil des Bandes liegt der zeitliche Schwerpunkt auf dem 19. und dem frühen 20. Jahrhundert. Die jüngere ungarndeutsche Literatur bleibt leider völlig ausgespart. Auch in diesem Teil werden sowohl eine Methodenvielfalt und eine Kenntnis der internationalen Literatur vorgeführt, die gegenüber den Zeiten vor der Wende erkennen lässt, dass die ungarische Germanistik sich niemals auf eine 'Insel' zurückgezogen, sondern ihre internationalen Kontakte, dank der Hilfe gerade auch von Karl Manherz, bewusst gepflegt hat. Themenstellungen wie in *Magdolna Orosz'* Text über die Auflösung vorgegebener Erzählmodelle um die Jahrhundertwende oder bei *Ernő Kulcsár-Szabó* zur Lesbarkeit kinetographischer Techniken in der Lyrik zwischen Avantgarde und Spätmoderne, oder von *Péter Mádl* über Sven Delblancs 'Gunnar Emmanuel' belegen diese Entwicklung. Aber zu Recht gehören in diesen Band auch methodisch traditionellere Darlegungen wie von *Ferenc Szász*, der anrührend Nikolaus Lenaus Gedicht 'Die Heideschenke' interpretiert, oder von *Antal Mádl* die Beschreibung der Einbeziehung der Landschaft Tokaj durch Lenau. Sehr knapp dagegen fällt die Auseinandersetzung mit kritischeren Themen aus. Ausnahmen bilden hier *Hilda Merkl*s Beurteilung der gemeinsamen dänisch-norwegischen Literatur oder der Beitrag von

Péter Varga, der das Motiv des 'edlen Juden', der vor allem durch einen Roman von Christian Fürchtegott Gellert bekannt geworden ist, hier in der Bearbeitung durch den ungarndeutschen Autor Johann Jung vorstellt, über dessen Biografie man allerdings nichts erfährt. Souverän und kenntnisreich erscheint die Vorstellung fiktiver Briefe belletristischen Erzählcharakters von *László Tarnói*, der eine ungewöhnliche Textsorte ('Lustige Berichte eines Tölpels aus dem alten Pest-Ofen') nicht nur unter kultur- und literaturhistorischen Aspekten analysiert, sondern auch sprachlich untersucht. Mit religiösen Gebrauchstexten beschäftigt sich *András Vizkelety*. Wenn auch der Schwerpunkt bei ihm auf der Beschreibung der grafischen und buchmalerischen Ausstattung liegt, so erscheint doch auch sein Hinweis, dass hier ein in Ungarn geborener und tätiger Franziskaner während seiner Ausbildung, seiner Amtstätigkeit und auch in seiner schriftstellerischen Arbeit neben dem Latein nur mit der deutschen Muttersprache auskam, von Interesse.

Der Abschnitt Geschichte – Volkskunde – Sprachpolitik enthält einen bunten Blumenstrauß von Beiträgen: *Katalin Arkossy* sucht am Beispiel von 32 ausgewählten ungarndeutschen Volksliedern (deren Titel, Herkunft und Kontext hier allerdings nicht genannt werden) Antwort auf die Frage, wie lange eine Kultur ohne die für sie charakteristische Sprache überleben kann. Sie sieht neben der Dokumentation vor allem die Aufgabe einer kulturtragenden Funktion für das Lied. *Györgyi Bindorffer* hat den Mut, auch unangenehme Ergebnisse einer Feldforschungsstudie vorzustellen, die er (1959?) unternahm, um die „Rolle der Geschichte im Leben der Ungarndeutschen“ anhand von vorgegebenen Begriffen aus dem Umfeld der Geschichte zu klären. Die Nachfrage nach historischen Zuordnungen zeigt deutlich, wie intensiv sich die Schwaben im Untersuchungsort mit der ungarischen Geschichte identifizierten. Wie sehr die 'nationale Stabilität' der Schwaben durch die Vertreibung erschüttert worden ist, belegen die hier abgedruckten Antworten zum Thema Vertreibung, ein Schicksal, das alle Bewohner im Befragungsort Dunabogdány erleiden mußten. Vermutlich durften solche Befragungsergebnisse noch vor wenigen Jahren nicht veröffentlicht werden, ansonsten wäre hier eine zweite Befragung bei der jüngeren Generation aufschlussreich gewesen.

Mit dem aktuellen Thema der Arbeitsmigration beschäftigt sich *Marietta Boross'* lesenswerter Beitrag „Die Pester deutsche Gärtnerzunft“, für den die Autorin allerdings auf einen bereits gedruckten Vortrag zurückgriff. Um Migration geht es auch bei *Márta Fata*: „Das längere geschäftslose Herumgehen hab ich satt': Typologie der deutsch-ungarischen Migrationsbeziehungen im 19. Jahrhundert“. 'Satt' hatte sie offenbar auch den Zustand, „daß bis 1880 keine aussagekräftigen und nach 1880 keine zuverlässigen Statistiken über die ungarischen Migranten in Deutschland bzw. über die deutschen Einwanderer in Ungarn vorliegen“ (S. 492). Sie fragt nach Ursachen, Formen und Bedeutung der Auswanderung. Eine interessante Parallele zur Amerikaauswanderung der Ungarn sieht *Tibor Frank* in der Vorliebe der intellektuellen ungarischen Flüchtlinge für Berlin, nach Stefan Zweig das 'Babel der Welt' (S. 511), in dem vieles, das neu war, amerikanischen Geist erahnen ließ.

Anhand einer sehr lebendig geschriebenen Reisebeschreibung rekonstruiert *Erzsébet Györgyi* die Verbindungen einer Bürgerfamilie mit der Urheimat, und *Éva H. Balász* beschreibt für das Dreiländereck Baranya : A visszacsatolás munkaanyaga 1941 ből. (Für beide Aufsätze wäre ein deutsches Resümee sinnvoll gewesen).

Dem aktuellen Thema 'Europäische Union und die Sprachen' widmet sich *Ferenc Glatz*. Er macht auf das Fehlen einer humanpolitischen Konzeption in der EU aufmerksam. Dabei sieht er nicht in erster Linie die Gefahr des Untergangs der kleinen

Sprachen, sondern eher die Gefahr ihrer Konservierung. So mahnt er eine Modernisierung der kleinen Muttersprachen an, andererseits die Förderung des Unterrichts der Weltsprache bzw. der lokalen *Lingua franca*. Einen amüsanten Aktenfund über Erbstreitigkeiten zwischen einem Schambecker und Familienangehörigen im Schwarzwald machte im Badischen Generallandesarchiv *P. Martin Anton Jelli*. Dieser Fund zeigt die früheren engen Verbindungen zwischen Deutschland und Ungarn auf. Ein Verweis auf weitere ähnliche Quellen macht neugierig. Mit dem „Deutschunterricht in einer mehrsprachigen Welt – Konsequenzen für die Deutschlehrausbildung“ setzt sich *Hans-Jürgen Krumm* kritisch auseinander, indem er nicht nur auf derzeitige Mängel hinweist, sondern auch mit praktikablen Vorschlägen aufwartet und die westeuropäischen Länder auf die bereits gemachten Erfahrungen Ungarns und Polens mit Reformprojekten hinweist. Den Abschluss des gewichtigen Bandes bildet ein kurzer Beitrag von *Vilmos Voigt*, in dem er an Beispielen aus der internationalen Literatur den unterschiedlichen Umgang mit dem Begriff ‘Identität’ vorführt und auf die unlösbare Verbindung von Tradition und Identität hinweist. Ein Verzeichnis der Schriften von Karl Manherz schließt den eindrucksvollen Band ab.

Die so genannte ‘Jugendfestschrift’ vereint Beiträge aus den Bereichen Mundartforschung und Soziolinguistik. Die Autoren überbringen als Stipendiaten oder als Mitarbeiter am Europa-Institut Budapest bzw. als Mitarbeiter an ungarischen Kultureinrichtungen in Stuttgart und Berlin auf diese Weise ihren Dank an Karl Manherz „Als Mensch, Wissenschaftler und Wissenschaftsmanager“ (S. 10).

Oldenburg

HEIKE MÜNS

WOLFGANG REINHARD: *Lebensformen Europas. Eine historische Kulturanthropologie*. München: C. H. Beck 2004, 718 S., 39 Schwarzweißabb.

Die 601 Seiten wohl formulierten Textes sollte sich der Leser kapitelweise oder wie bei einem Lehrbuch einverleiben. Das Werk ist vielfältig untergliedert; es hat nur scheinbar drei Hauptkapitel – Körper, Mitmenschen, Umwelten. Das Kapitel Körper ist in 6 Unterkapitel unterteilt, die insgesamt noch einmal in 21 Kapitel geteilt sind. Es klingen viele Überschriften recht neuzeitlich, etwa „I, 1, d): Der nackte Mensch“ (S. 61–66) oder „I, 2, c): Gefühle und Gefühlskultur“ (S. 102–106).

Wer sich nicht auf ‘wildes’ Lesen einlassen will, dem sei auf jeden Fall empfohlen, sich zunächst der Einleitung und dann dem letzten Unterkapitel (III. Umwelten, 7. Zeit und Geschichte, d.): Gedächtnis und Geschichte) zu widmen. In diesen Abschnitten wird Wolfgang Reinhard's Position am klarsten deutlich – eine Position jenseits tagespolitischer Aufgeregtheiten. Hier bleiben Dinge und Verhältnisse wirksam, auch wenn sie mit einer Konstruktion überformt sind. Das Einleitungskapitel zur Historischen Anthropologie gleicht einer eleganten *tour d'horizon*. Von „Entdeckungsreisen ins eigene Volk“ (Franz-Josef Brüggemeier) (S. 10) ist die Rede, vom Habitus und von der verallgemeinernden Historischen Verhaltensforschung August Nitschkes. Entsprechend fällt seine Definition des Forschungsthemas „Kultur“ aus: „Die gemeinsamen mentalen Dispositionen, die das Verhalten von Angehörigen menschlicher Gruppen im Sinne von Gleichförmigkeit regeln, nennt man Kultur“ (S. 12). Anders als die Kulturgeschichte trenne dabei der ethnologische Blick nicht zwischen Goethe und Wasserspülung. Und noch einmal: „Kultur umfasst demnach die Gesamtheit der typischen Lebensformen einer Gruppe einschließlich der mentalen Grundlagen“ (S. 12). Kultur werde heute überhaupt nicht mehr als System, sondern als „Prozess ständigen Aushan-

delns“ gesehen. Das geht dem Autor – zu Recht – zu weit. Die hierin zum Ausdruck kommenden, marktwirtschaftlichen Ideologien missachten „die unbewusste und unreflektierte Dimension kulturellen Verhaltens“ (S. 13).

Reinhard durchmisst mit forschem Schritt das Verhältnis von Ethnologie und Geschichtswissenschaft, wobei Michel Foucault erstaunlich ungeschoren davonkommt. Dabei wird das Dilemma aller sich ethnologisch gerierender Geschichtsforschung deutlich: „Auch Geertz muss also an der Geschlossenheit von Kulturen festhalten, weil ohne einen überindividuellen Code von Bedeutungen Auslegung überhaupt nicht möglich wäre. Aber diese Kohärenz ist eine bloß relative, der Code ist nicht zwingend, weil Kultur den Charakter eines sozialen Diskurses mit relativ offenem Ausgang hat“ (S. 18). Seine Konsequenz lautet: „Die Untersuchung von Kultur ist ihrem Wesen nach unvollständig“ (S. 19). Gegenüber der langen Dauer und dem französischen Strukturalismus beharrt Reinhard darauf, dass auch bei „einfachen Menschen von bewusstem Handeln“ (S. 21) auszugehen ist. Das Prozesshafte an der Kultur verbiete eine Dichotomisierung von Hoch- und Volkskultur. Der Mikrohistorie schreibt er ins Stammbuch, dass sie „auf makrohistorische Kategorien zurückgreifen [müsse], um überhaupt Fragen stellen zu können“ (S. 27). Die kleinen Leute haben nur selten Quellen hinterlassen, aus denen sich ihre Intentionen ablesen lassen: „Deshalb spielt Pierre Bourdieu's Theorie der Praxis eine so große Rolle“ (S. 30). Diese Theorie verfolgt das Ziel, die Logik der Praxis der Untersuchten zu rekonstruieren. Allerdings sei Geschichtswissenschaft immer Legitimationswissenschaft, und dementsprechend sei „die Historische Anthropologie eine Legitimationswissenschaft der Single-Gesellschaft“ (S. 31). Diese Gesellschaft sei aber auch nicht ausschließlich symbolisch ausgedrückt, eine Überbetonung des Symbolischen führe zu einer Geistesgeschichte alter Art. „Nicht die Diskurse bringen die Geschichte hervor, sondern die Geschichte die Diskurse“ (S. 34).

Das Buch erfüllt nicht die Hoffnung, hier werde konsequent Europa abgehandelt. Mit dem Schwerpunkt auf das Mittelalter und die frühe Neuzeit wird im Wesentlichen der deutschsprachige Kulturraum in den Blick genommen – doch es finden sich auch Ausflüge nach China, Australien und Mexiko. Bei derartigen Ausflügen zeigt Reinhard aber deutlich, auf wessen Seite er steht: „Die Vorstellung vom Kolonisierten als hilflosem Opfer des Kolonisators ist im Grunde ein weiterer rassistischer Mythos, der die Fähigkeiten der Nicht-Europäer, mit den Europäern auf ihre Art fertig zu werden, drastisch unterschätzt“ (S. 384). Unter der Überschrift „Wirtschaft und Disziplin“ setzt sich Reinhard mit Max Weber auseinander, und er wirft ihm vor, er habe die Wirkungen realhistorischer Faktoren unterschätzt. „Er arbeitete stillschweigend mit der fiktiven Randbedingung der Ökonomen *ceteris paribus*, das heißt, alles andere bleibt unverändert. Historiker wissen aber, dass alles andere nie unverändert bleibt“ (S. 435). Diese Abhängigkeit von vielen Ebenen trifft auch für allgemeine Vorstellungen, wie die von der Lebensqualität, zu und Reinhard resümiert: „Lebensstandard ist insofern eine sozialgeschichtliche, Lebensqualität eine historisch-anthropologische Kategorie“ (S. 453). Zum Schluss wird Reinhard noch einmal grundsätzlich: „So überzeugend die Beschreibung des kulturellen Gedächtnisses im Lichte der Wissenssoziologie nach Berger und Luckmann auch ausgefallen ist, seine Abgrenzung gegen das kommunikative Gedächtnis überzeugt so wenig wie diejenige gegen die Geschichte als Wissenschaft. [...] Ebenso ist Assmanns scharfe Grenze gegen das Alltagsgedächtnis einem einseitig an hochkulturellen Objektivationen orientierten Kulturverständnis verpflichtet, das sich vor einem ethnologisch inspirierten und gerade an der Aussagekraft von Alltagsverhalten interessierten nicht mehr halten lässt. Insofern ist ein beträchtlicher Teil des kollektiven Alltagsgedächtnisses ebenfalls Teil des kulturellen Gedächtnisses“ (S. 600).

Buchbesprechungen

Dem Buch sind viele Leser zu wünschen, man erwirbt mit ihm eine großartige Übersicht, die allerdings kapitelweise zu lesen ist.

Freiburg

ANDREAS KUNTZ

CLEMENS WISCHERMANN (Hrsg.): Vom kollektiven Gedächtnis zur Individualisierung der Erinnerung. Stuttgart: Franz Steiner 2002, 203 S. (Studien zur Geschichte des Alltags, 18).

Die Geschichtswissenschaft befinde sich in Zugzwang konstatiert Clemens Wischermann, der Herausgeber des vorliegenden Aufsatzbandes, in seinen einführenden Bemerkungen: Lasse sich schon das ganze 20. Jahrhundert hindurch eine „Konkurrenz kollektiver und individualisierter Vergangenhheitszuschreibungen“ (S. 22) ausmachen, so drängten letztere mittlerweile auch im wissenschaftlichen Feld mit Macht ins Zentrum des Geschehens. Die Auseinandersetzung mit „kulturellen Großgedächtnissen“ werde zunehmend ergänzt, wenn nicht gar abgelöst durch eine Sichtweise, die „subjektives Erleben als Ausgangspunkt des Erkennens und des Umgangs mit der Vergangenheit“ (S. 19) definiert. Die Geschichtswissenschaft müsse diesen Paradigmenwechsel „mitgehen“, wenn sie die Menschen künftig noch erreichen wolle (S. 23). Eine solche Position, zumal als thematisch-theoretische Ouvertüre eines Sammelbandes vorgebracht, erscheint gerade aus volkscundlicher Perspektive hochinteressant, spricht sie einer subjektorientiert-kulturanalytisch arbeitenden Wissenschaft doch geradezu aus dem Herzen. Mit Spannung erwartet der Leser nun also, wie in den Einzelstudien der allgemeine Ansatz forschend eingelöst wird. Dies gelingt – soviel vorab – nur teilweise auf befriedigende Weise.

Drei der insgesamt sieben Autorinnen und Autoren – zum überwiegenden Teil SchülerInnen des Herausgebers – sind mit theoretischen Beiträgen vertreten. *Katja Patzel-Mattern* referiert in ihrem Aufsatz „Jenseits des Wissens“ ausführlich Gedächtniskonzepte bei Bergson, Freud, Dilthey, Steinhausen, James und Simmel und kommt abschließend zur Forderung nach der „konsequent konstruktivistischen Grundlegung einer Erinnerungstheorie“ (S. 156). *Sandra Markus* rekapituliert im Wesentlichen den Forschungsstand einer kulturwissenschaftlich ausgerichteten Literaturwissenschaft zu Fragen der Autobiographie und der Narrativität von Geschichte. Sie betont damit einmal mehr die „Unhaltbarkeit einer Vorstellung von (historischer) Wahrheit“ (S. 183). *Matthias Dümpelmann* steuert schließlich in seinem kurzen Beitrag „Maler des eigenen Lebens“ einige philosophische Überlegungen zum Verhältnis von Erinnern und Vergessen im Zeichen moderner Individualität bei. Diese drei theoretischen Aufsätze sind zwar interessant und informativ zu lesen, doch zur Bearbeitung der zwar heiklen, aber zentralen Frage, wie denn in der konkreten Forschung mit dem schwierigen Spannungsfeld zwischen kollektiven und individuellen Anteilen im Erinnern umgegangen werden kann, tragen sie wenig bei.

Hier wäre von den vier übrigen, empirisch ausgerichteten Beiträgen mehr zu erwarten. *Uta Rasche* berichtet in ihrem gründlich und solide gearbeiteten Beitrag über „Geschichtsbilder im katholischen Milieu des Kaiserreichs“. Zur Auswertung kommen Verlagsprogramme, populäre Heiligenviten und Wallfahrtsbeschreibungen. Sehr schlüssig kann sie den Zusammenhang zwischen Gruppenzugehörigkeit und einer gemeinsamen Sicht auf die Vergangenheit aufzeigen: Gedächtnisgrenzen verlaufen demnach parallel zu Milieugrenzen (S. 26). Die Hinwendung zur Vergangenheit kann demnach im katholischen Milieu zwar deutlich beobachtet werden, Nationalisierungstendenzen wur-

den jedoch von dem Bestreben überlagert, auf einer eigenen, primär konfessionell und nicht national geprägten Identität zu beharren (S. 51). *Stefan Zahlmann* formuliert in seinem Beitrag „Die besten Jahre? DDR-Erinnerungskultur in Spielfilmen der DEFA“ einen Filmbegriff, der „medial gespeicherte Sinnstrukturen als Segmente eines kulturellen Gedächtnisses“ (S. 66) fasst. Durch die Herausarbeitung charakteristischer Erinnerungsfiguren zur Periode des Nationalsozialismus sollen die analysierten Spielfilme damit der Rekonstruktion einer DDR-spezifischen filmischen Erinnerungskultur dienen. Anhand dreier Fallbeispiele versucht der Autor, solche Erinnerungsfiguren auszumachen. Auffällig ist jedoch, dass die Ebenen der Filmhandlung und der „Erinnerung“ vom Autor nahezu vollständig gleichgesetzt werden. *Helke Stadland* geht in ihrem Aufsatz einen etwas anderen Weg. Sie thematisiert „Ausgrenzung, Amnestie und Integration in der Gründungsphase der ostdeutschen Gewerkschaften“ und untersucht dabei den Umgang mit Altkadern im Prozess der personellen Neukonfiguration nach 1947/48. Diese Phase der stalinistisch geprägten Neuaufstellung interpretiert sie als „Vergangenheitspolitik“ und kann einleuchtend aufzeigen, wie die Besetzung von Führungspositionen und Funktionen mittels der Propagierung bestimmter Geschichtsbilder beeinflusst wurde. Tatsächlich erweist sich hier der – an Personalfragen ganz konkret werdende – Umgang mit Geschichte viel eher als aktives Handeln denn als „Gedenkveranstaltung“. In diesen drei Beiträgen wird der Anspruch des Bandes, den bislang so oft bemühten „Großgedächtnissen“ etwas entgegenzusetzen, durchaus eingelöst. Nur werden als Alternative zwar kleinere, doch gleichwohl kollektive Referenzsysteme vorgeschlagen. Gedächtnis und Erinnerung erscheinen nun als Milieu-, Medien- oder Institutionenfrage. Wenn damit auch deutlich auf dem Weg hin zum einzelnen Menschen vorangegangen wird, so bleibt der anvisierte Zielpunkt der „Individualisierung“ doch immer noch unerreicht. Die Individuen selbst tauchen eigentlich gar nicht auf.

Insgesamt erstaunt, dass lediglich in einem der sieben Beiträge so genannte „Ego-Dokumente“ zur Auswertung kommen. *Miriam Gebhardt* untersucht in ihrem Beitrag „Zur Psychologie des Vergessens: Antisemitismus in jüdischen Autobiographien vor und nach 1933“ das Vorkommen von Berichten über antisemitische Alltagserlebnisse in autobiographischen Texten in Abhängigkeit von ihrem Entstehungszeitpunkt. Aus gedächtnispsychologischer Perspektive erscheint hier schlüssig, was auch im Rahmen volkscundlicher Autobiographieforschung bereits oft gezeigt werden konnte: dass der Erinnerungskontext maßgeblichen Einfluss auf die erinnerten Inhalte hat. Auch wenn Gebhardts Studie an diesem Punkt abbricht, so zeigt sie doch einen möglicherweise interessanten Weg der kulturwissenschaftlichen Erforschung individueller Erinnerungsformen. Vom Individuum ausgehend könnte über die Verkopplung etwa mit Milieu- oder Schichtformationen der Brückenschlag zwischen kollektiven und individuellen Gedächtnissen gesucht werden.

In einem Band zur „Individualisierung der Erinnerung“ wären eigentlich mehr Ansätze dieser Art zu erwarten und zu erhoffen gewesen.

Kiel

TIMO HEIMERDINGER

URSULA BERTELS/BIRGIT BAUMANN/SILKE DINKEL U. A. (Hrsg.): *Aus der Ferne in die Nähe. Neue Wege der Ethnologie in die Öffentlichkeit.* Münster u. a.: Waxmann 2004, 253 S., Schwarzweißabb. (Praxis Ethnologie, 2).

Trotz gestiegener Studentenzahlen ist die Ethnologie nach wie vor ein Orchideenfach und kämpft angesichts schrumpfender Hochschulmittel allerorten um Stellen und

Gelder. Daher ist es nachvollziehbar, dass sich verschiedene Ethnologen 2002 auf einer Tagung in Münster darüber Gedanken machten, wie ihr Fach in der Öffentlichkeit wahrgenommen wird und welche neuen Aufgabengebiete es in Schule, Erwachsenenbildung und Gesellschaft übernehmen könnte. Veranstalter war der Verein „Ethnologie in Schule und Erwachsenenbildung (ESE) e. V.“, der auch den vorliegenden Tagungsband herausgab und sich seit seiner Gründung 1992 darum bemüht, ethnologisches Wissen in die Öffentlichkeit zu tragen. Mit Mitteln der Volkswagenstiftung führte der Verein im Jahr 2000 eine interdisziplinäre Pilotstudie an Realschulen in Münster durch, in der die „Relevanz ethnologischer Themen für den Erwerb interkultureller Kompetenz in der schulischen Sozialisation“ geprüft werden sollte. Auf der Tagung und somit auch im Tagungsband wurden nun erste Ergebnisse dieser Studie präsentiert, die wenig überraschen: Lehrer, Schüler und Eltern waren fasziniert von den „authentischen“ Feldforschungserfahrungen und Einsichten in „primitive“ Kulturen, die jedoch tendenziell Berichten von exotisierten, „verkehrten Welten“ zu gleichen schienen. Am Ende blieben die Schüler zum Erschrecken der engagierten Ethnologinnen – trotz erlernten Perspektivenwechsels – dem evolutionistischen Denken verhaftet (vgl. *Lütkes*, S. 192).

Diese Beobachtung ist nicht weiter verwunderlich, hat man bereits jene Tagungsbeiträge gelesen, die sich mit der Rezeption, Verwertung und Popularisierung ethnologischen Wissens in der Öffentlichkeit beschäftigen. *Christian Postert* ist den „esoterischen Konstruktionen exotischer Spiritualität“ und *Michael Schönhuth* den „Strategien und Fallstricken einer populären Ethnologie“ mit anschaulichen Beispielen aus der Welt der Literatur und der Medien auf der Spur. Beide belegen das (verkaufsträchtige) Fortdauern europäischer Projektionen über das „Fremde“, während *Christoph Antweiler* bei seinem Galopp durch die Ethno-Bibliographie in modernen Repräsentationen von „Naturvölkern“ – nicht ganz neu – die Transformation evolutionistischen Denkens feststellt. So könnte es sehr wohl auch zu den Aufgaben der Ethnologie gehören, die öffentliche Mythenbedürftigkeit und die Romantisierung ferner Gesellschaften in den Medien zu reflektieren, aber hat daran irgendjemand ein Interesse?

Wie *Elisabeth Tietmeyer* mit ihrem Aufsatz in Erinnerung ruft, könnten bei der erfolgreichen Popularisierung des Faches auch ethnologische Museen als klassische Nahtstelle zwischen Wissenschaft und Öffentlichkeit eine wichtige Instanz bilden – wenn sie sich, wie sie fordert, gegenwartsorientierten Themen und neuen Besucherkreisen öffnen. Oder kann man verstärkte öffentlichkeitswirksame Einmischung von Seiten des Max-Planck-Instituts für ethnologische Forschung in Halle erwarten, für das *Berttram Turner* hier über die Forschung und Vermittlung von (migrationsbedingtem) Rechtspluralismus in Deutschland schreibt? Einig ist man sich in allen Beiträgen darüber, dass die Ethnologie inzwischen längst auch die nahe Fremde zu untersuchen hat und damit in kooperative, manchmal auch konfliktgeladene Nähe zur Europäischen Ethnologie kommt. Doch wie sich angesichts der aktuellen Diskussion um „Parallelgesellschaften“ und Integrationsleistungen von Einwanderern zeigt, kommen auch Ethnologen hier an ihre Grenzen: Trotz aller Versuche, die Wertsysteme anderer Kulturen als eigenständig und sinnvoll zu erklären, bleiben die Differenzen als Wertkonflikte im Raum stehen, bleiben große Teile ihrer Gedanken und Handlungen für unsere Gesellschaft zumeist kulturell unakzeptabel und können nicht positiv bewertet werden. „Dies stellt meiner Meinung nach das Paradox dar, das alle Versuche, die soziale Relevanz der Ethnologie für unsere eigene Gesellschaft zu steigern, sabotiert“ (*Platenkamp*, S. 22).

Bisher hat man sich innerhalb der akademischen Ethnologie (im Gegensatz zu den Kreisen praktizierender/anwendungsorientierter Ethnologen) nur selten darüber verständigt, ob eine „gesellschaftspolitische Verpflichtung“ des Faches überhaupt besteht

und wie sie aussehen könnte. Für Vertreter einer „öffentlichen Ethnologie“, wie sie Michael Schönhuth (S. 91ff.) anführt, besteht sie darin, sich konkret und differenziert in Problemdiskurse zu Gegenwartsfragen wie Kopftuchstreit oder Leitkulturdebatte einzumischen, und zwar zu Hause, in der eigenen Kultur. Beliebtes und meist auch erfolgreiches Mittel ist dabei der „entfernte“ (Levi-Strauss) oder „verkehrte Blick“: die Betrachtung von eigen-kulturellen Selbstverständlichkeiten mit der „Brille“ anderer kultureller Wertsysteme. Jos D. M. Platenkamp exemplifiziert dies in seinem Beitrag an der Frage, wie Fremde in Deutschland im Gegensatz zu Kulturen in Südostasien bewertet werden, und weist zu Recht darauf hin, dass man für diesen methodischen und erkenntnisorientierten Kunstgriff nach wie vor die Ethnologie als Wissenschaft braucht.

Hamburg

CHARLOTTE BRINKMANN

HELMUT OTTENJANN: Regionalgeprägte Möbelkultur des Kirchspiels Lönigen. Von Lönigern erdacht, gemacht, genutzt, mit genealogischen Beiträgen von Alfred Benken. Lönigen: Heimatverein Lönigen 2003, 80 S., Abb.

Heutigen Fachgenossen, die keine Volkskundler mehr sein wollen, muss man vorab sagen, dass dieses großformatige „Heft“ kein „Heimatschrifttum“ darstellt oder eine bloß vor Ort relevante Regionalstudie, sondern grundsätzliche Probleme der Realienforschung betrifft und damit einen gewichtigen Baustein zu einer neuen Theorie „multikausaler Erklärungsmuster“ von so genannter Volkskultur liefert. Zu der vorliegenden selbstständigen Publikation sollte man darum noch drei weitere Veröffentlichungen des Autors aus dem vorangegangenen und dem nachfolgenden Jahr stellen, um den methodischen Zusammenhang seiner Ausführungen und die überregionale Bedeutung der Aussagen genauer erkennen und besser würdigen zu können. Es ist der umfangreiche Aufsatz „Das historische Möbel als Indikator kultureller Prozesse. Zur Möbelforschung in Niedersachsen“ (Lipp u. a.: Volkskunde in Niedersachsen. Cloppenburg 2002, S. 83–99), einem Tagungsband mit den Kolleginnen der Universität Göttingen; und der aus der Festschrift für den Historiker der Universität Oldenburg Ernst Hinrichs als selbständiges Separatum nachgedruckte große Beitrag „Identitätskultur des ‘Bauernvolkes’. Aspekte einer synoptischen Sachkulturanalyse für die Weser-Ems-Region“, Cloppenburg 2004; sowie der im Druck für das Jahrbuch für Volkskunde befindliche Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung der Görres-Gesellschaft in Osnabrück 2004: „Das Kirchspiel und seine Bauernschaften als teilautonome Landgemeinde und deren kulturelle Artikulationen in der Frühneuzeit“ als Antwort auf die Ausgangsfrage: „Wie kommt es zu der optischen Kulturdominanz von sieben Prozent der Landbevölkerung in den volkskundlichen Sammlungen Nordwestdeutschlands?“

Innerhalb des Weser-Ems-Gebietes lässt sich aufgrund des überlieferten historischen Mobiliars die Kirchspielsregion Lönigen deutlich vom Oldenburger Ammerland mit Hilfe unverwechselbarer Form- und Zierweisen ihrer Möbel unterscheiden. Hinter einer solchen Aussage stehen nicht zufällig die in Museen gerateten Stücke, sondern systematische Erfassungs- und wissenschaftliche Dokumentationsaktionen, wie sie in den siebziger/achtziger Jahren schon vom Freilichtmuseum Cloppenburg mit Hilfe der VW-Stiftung geleistet worden sind, vor Ort aber noch früher durch einen engagierten Sammler vorbereitet waren und heute anhand von „Dekodierungen“ der Möbelinitialen mit Hilfe der Kirchenbücher durch einen heimischen Genealogen aufgeschlüsselt werden. Nun sind genaue familiäre und damit soziale Zuweisungen der Auftraggeber und

Ersterwerber der Möbel möglich. Damit aber ergeben sich Einblicke in das Heiratsverhalten der unterschiedlichen besitzbäuerlichen Schichten.

Nach dieser konsequent über Jahre erarbeiteten Quellenaufbereitung hat sich Ottenjann zunächst daran gemacht, eine Sozialgeschichte der besitzbäuerlichen Oberschicht zu entwerfen, das heißt sich deren Aufstieg im Kirchspiel im Verlaufe des 17. und 18. Jahrhunderts klar zu machen anhand der Entwicklung der Erbesqualität der Löninger Höfe zwischen 1738 und 1767 und dem Heiratsverhalten innerhalb jener 30 Jahre. Dabei kommen aus 22 Bauerschaften insgesamt 177 Besitzerhöfe sehr unterschiedlicher Qualität zusammen: Ganzerben, Halberben, Pferdekötter, Brinkkötter. Unter diesen Bauern gab es während der dreißig Jahre 204 Hochzeiten (nur 7 davon auswärts geschlossen) und von 353 Brautleuten nur 55 von auswärts, aber auf 17 Höfen gar keine Hochzeiten. Diese Daten lassen sich nun mit den erhaltenen Brautgutmöbeln in Beziehung bringen und zeitlich sortieren, so dass die Hauptzierelemente im Zeitraum von 1720 bis 1775 erkennbar werden und schließlich die aus einer zweiten Phase von 1760 bis 1860. Dann folgte aufgrund der völlig gewandelten Rechtsverhältnisse und der modernen Agrarrevolution der „Ausstieg“ aus jener „Bauernvolk-Kultur“.

Die geschnitzten Eichenholztruhen zeigen als Hochzeitsmöbel seit 1720 mehrheitlich den charakteristischen „Löninger Zierstil“, der sich als optische Grundform bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts erhalten sollte. Ottenjann vermag dieses Phänomen überzeugend als Teilprodukt einer „emblemhaften Identitätskultur“ zu interpretieren. In seiner neuesten Arbeit erweitert er die entsprechenden Realien um die aufwendige Gestaltung des Hausgiebels und die Kirchgangskleidung. Mit der obrigkeitlich geförderten „Neustrukturierung der genossenschaftlichen Gemeindegänge“ nach der Mitte des 17. Jahrhunderts, also seit dem Ende des Dreißigjährigen Krieges, erlangten die bäuerlichen Hofbesitzer als gemeinsam agierender Stand eine bestimmende Führungsrolle mit regelmäßigen Sitzungen dieser „Bauerschaften“, wie Ottenjann inzwischen anhand nun auch für Norddeutschland auffindbarer „Bauerbrief-Rechte“ (in der süddeutschen Forschung Weistümer genannt) und „Bauerrichter-Bilanzbüchern“ (Sitzungsprotokollen) nachweisen kann.

Das beschriebene sachkulturelle Distinktionsverhalten bildete sich erst voll in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts aus, als die unterbäuerlichen Schichten durch ihr von Erbrücksichten uneingeschränktes Reproduktionsverhalten zu einer großen demographischen Mehrheit heranwuchsen. In seinem Osnabrücker Vortrag hat Ottenjann dafür folgendes Beispiel zitiert: „Laut amtlicher Zählung des Jahres 1772 lebten in den drei Artländer Kirchspielen des Fürstentums Osnabrück (Badbergen, Gehrde, Menslage) insgesamt 9271 Personen. Stimmberechtigte Mitglieder in den Bauerschaftsversammlungen waren im Artland zu dieser Zeit nur die Inhaber der markberechtigten Bauernstellen, also 333 Personen (Vollerben, Halberben, Erbkötter). Die Haushaltsvorstände dieser Bauernstellen, die eigentlichen 'Bauern', betrug im Vergleich zur Gesamtbevölkerung des Artlandes nur 3,59 %. Sie waren die gemeindlich-genossenschaftlich bestimmenden Repräsentanten aller übrigen Personen, die außer jenen Bauernfamilien aus den Honoratioren, Handwerkern, Heuerlingen, Tagelöhnern und dem Gesinde bestanden“. Das heißt, sie grenzten sich auf der lokalen Ebene sozial nach oben wie nach unten ab, indem sie unter gestalterischer Zuhilfenahme des ländlichen Handwerks die kleinregionalen Kulturmuster in Nordwestdeutschland entwickelten, deren Erscheinungsformen wir uns angewöhnt haben „Volkskunst“ zu nennen, weil man die optische Dominanz dieser Ausstellungstücke in den Museen als repräsentativ für die Gesamtbevölkerung hielt und damit unser Bild der frühen Neuzeit auf dem Lande völlig verfälschte. In Wirklichkeit betrifft diese jeweils typische Ausprägung einer

ästhetischen Regionalkultur auf kleinem Raum nur die geringe Zahl an Repräsentanten der politisch-genossenschaftlich feudalisierten besitzbäuerlichen Oberschicht, denn ihr Gebrauchsverhalten war verantwortlich für die Herausbildung und das Festhalten an jenem besonderen „Stil“ funktionsbestimmter und zugleich emblematisierter Vorzeigerealien.

Wenn das keine aufregenden Erkenntnisse sind, die ebenso minutiöse Paralleluntersuchungen in anderen Kleinregionen hervorrufen sollten, dann weiß ich nicht, was noch die endgültige Etablierung einer Volkskunde als historischer Kulturwissenschaft besser rechtfertigen könnte.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

NORBERT SCHNEIDER: *Geschichte der Genremalerei. Die Entdeckung des Alltags in der Kunst der Frühen Neuzeit*. Berlin: Reimer 2004, 223 S., 8 Farb- und 120 Schwarzweißabb.

Interdisziplinäres Arbeiten zwischen Kunstgeschichte und Kulturwissenschaft! Aby Warburgs (Ur)Enkel folgen diesem hehren Anspruch seit langem – um so erstaunlicher scheint es, dass es immer noch großes gemeinsames Terrain gibt, welches nicht wirklich entschieden bearbeitet wurde. Norbert Schneider hat genau dies getan, und dem Ergebnis kann man eigentlich nur mit einem erleichterten „Endlich.“ begegnen.

Der handliche Band gibt eine Zusammenschau über die Genremalerei des 15. bis 17. Jahrhunderts unter einer bis dato so nicht eingenommenen räumlichen und thematischen Makroperspektive: Nicht nur das mit Genre sofort assoziierte Holland wird in den Fokus genommen, ebenso sind Spanien, Italien, Frankreich und Deutschland berücksichtigt. Auch epochal und definitorisch steckt der Autor die Grenzen des gängigen Genre-Begriffs, der in erster Linie auf barockes Genre mit Bäuerlich-Burleskem und später auch auf Bürgerlich-Pittoreskes und Höfisch-Galantes abzielt, weiter. Werke der Spätgotik und Frührenaissance werden einbezogen, insbesondere auch in sakralem Kontext stehende Bildquellen. Hier taucht Genrehaftes zwar auf, ist aber nicht eigentlicher Gegenstand, womit der klassische Kanon der begrifflich seit Diderot so gefassten Sparte verlassen wird – woran sich, wenn, wohl nur Etikettierungs-Puristen stoßen dürften.

Schließlich steht ein legitimes Erkenntnisinteresse hinter dieser freieren Auslegung. Die Fülle des so potenzierten Materials wird genutzt, um die Komplexität des Alltäglichen betrachtend und vergleichend in vielen Dimensionen auszuleuchten. Vielleicht etwas zu vielen – hier kann (bzw. muss, schließlich wird rezensiert) Kritik ansetzen. Mit gesenkter Lanze werden Fragen der Sozial-, Wirtschafts-, Mentalitäts-, Rechts-, Wissenschafts- und Kirchengeschichte aufgespießt und beantwortet. Die Kompetenz des Autors hält dieser Herangehensweise zweifelsfrei stand, allein die Materie begrenzt das Gelingen des Unterfangens aus nahe liegenden Gründen: Es geht um einen Überblick, und ein solcher muss nun einmal mit kursorischen Ausführungen und begrenzter Seitenzahl arbeiten. Das ist, in schöner Dialektik, schließlich auch sein größtes Verdienst.

In der Ausführung wird dieser unumgeharen Kluft zwischen holistischem Ansatz und Zwang zur Beschränkung auf zwei Wegen, formal und inhaltlich-theoretisch, begegnet. Zum einen ist die Sprache des Buches sehr dicht, der Stil streng kunst- bzw. sozial- und kulturwissenschaftlich. Verglichen mit dem Duktus der *cultural studies*-Richtung mag der Jargon aus eben dieser Sicht ein Beispiel für „typisch deutsche“

Publikationen sein. Die (auch) der Komprimierung geschuldete Tendenz zur Elabriertheit wird wohl, so steht zu befürchten, die Leserschaft auf einen relativ schmalen Zirkel einengen. Schade gerade bei diesem Thema, dessen Relevanz durchaus geeignet ist, Breitenwirkung zu erzielen. Inhaltlich wird der Notwendigkeit des Summarischen mit der Anwendung von Perspektiven der historischen Anthropologie begegnet. Dieser liebste Feind des nach der exakt-historischen Methode arbeitenden Lagers böte eine dementsprechende Angriffsfläche, das Extrapolieren von „Mentalität“ aus historischen Quellen ist nun einmal so eine Sache. Norbert Schneider relativiert seine theoretische Ausrichtung auf die Arbeiten von Richard van Dülmen und Robert Muchembled jedoch wohlweislich, er sieht sie kritisch als brauchbare Basis. Seine Belegketten schmiedet er ganz in der Tradition der neueren Kunstgeschichtsschreibung mit parallelen Quellen zum obligaten Bildmaterial, ohne sich bei seinen Schlüssen zu interpretatorisch von ihnen zu lösen.

Um hier eine Einsicht in die Leistung des Bandes zu geben, sei ein Blick in das Inhaltsverzeichnis geworfen. Die Einleitung gibt einen Überblick über den Genrebegriff in der älteren Kunstwissenschaft und der jüngeren Kulturwissenschaft, leistet Quellenkritik hinsichtlich schriftlicher und bildlicher Sekundärquellen, arbeitet nationale Unterschiede in der europäischen Genremalerei heraus und bietet ein definitorisches Destillat des Begriffes „Alltagsleben“ an. Wir befinden uns am Ende dieser Ausführungen, sic, auf Seite 17!

Das eigentliche Thema der Arbeit wird nun folgend in ein dreiteiliges Schema der Sphären von Produktion, Distribution und Reproduktion gegliedert. Diese Abteilungen geben einen beeindruckend breiten Fächer an Sujets wieder, die mitunter zusätzliche übersichtliche Sub-Untergliederungen enthalten. Das erste Kapitel fasst Darstellungen von bäuerlichen, handwerklichen, gewerblichen und künstlerischen Tätigkeiten zusammen und vergisst nicht auf vermeintliche Nebenstränge wie Manufaktur- und Verlagswesen, Berg-, Straßen- und Gartenbau, sowie Armut und Bettelwesen. Das zweite Kapitel widmet sich Handel und Verkauf, Geld- und Kreditwesen, Verkehr und Reisen. Das dritte und bei weitem umfangreichste Kapitel hätte vielleicht einen oder mehrere Splits vertragen. Hier werden subsummiert: Familiärer Bereich, Geschlechterrollen, Nahrungsforschung, Erotik und Sexualität, Fest- und Spielkultur, Wissenschaft und Magie. Der Autor gibt zu all dem jeweils eine prägnante Einleitung und illustriert deren Kernaussagen mit erläuterten Bildbeispielen. So treten im Fortlesen nicht nur die jeweils behandelten Mikrokosmen hervor. Es entspinnt sich ein Vexierbild um die Vernetzung zwischen Kunstwerk, Künstler, Alltag, Ideal, zeitgenössischer und wissenschaftlicher Rezeption.

Über den Kenntnisreichtum, dessen so eine Arbeit bedarf, muss nichts gesagt werden. Die Dichte und Auswahl der Belege sowie die stringente Argumentationsführung sind dabei nur ein Teil. Die Sorgfalt wird nicht zuletzt mit der abschließenden Bibliographie dokumentiert. Als Resümee bleibt nur ein „must“ für jeden Kunsthistoriker und Volkskundler/Empirischen Kulturwissenschaftler/Europäischen Ethnologen oder welche Termini auch immer für dieses Fach greifen mögen. Interessierten Laien kann ich in aller Subjektivität das Buch empfehlen, unter Vorbehalt – praktischerweise, und dies (fast) unironisch, eines Fremdwortlexikons. Der Aufwand lohnt.

VIKTORIA ARNOLD (Hrsg.): 'Als das Licht kam'. Erinnerungen an die Elektrifizierung. Wien u. a.: Böhlau 2003, 273 S. (Damit es nicht verlorengeht . . . , 11).

Das Buch geht auf die einhundertjährige Elektrizitätswirtschaft in Österreich zurück – ein Jubiläum, für das dieser Industriezweig dem Institut für Wirtschafts- und Sozialgeschichte der Universität Wien Fördermittel für eine entsprechende Untersuchung mit Publikation zur Verfügung stellte. Es war nicht an eine übliche Festschrift, sondern an eine Spurensicherung der Alltagsgeschichte aus der Perspektive von Zeitzeugen gedacht, die jene Epoche „Als das Licht kam“ noch in lebhafter Erinnerung haben. Im Sinne einer „Geschichte von unten“ wurden, wie es in der Einleitung heißt, zwei Rundbriefe an etliche Personen mit der Bitte verschickt, aus ihrer Erfahrung den Einzug des Stroms in ihre damalige Welt zu schildern. Allerdings gibt es keine Äußerungen darüber, ob es sich um einen ausgearbeiteten Fragebogen handelte oder ob man sich eine Schilderung früherer Lebensverhältnisse nach freien Stücken vorstellte. Sieht man das Ergebnis, nämlich 59 Antwortschreiben, ist wohl von der zweiten Annahme auszugehen, für die einerseits kurze Berichte und andererseits lange Ausführungen von beinahe epischer Breite sprechen. Derartige subjektive Rückblicke haben durchaus ihren Reiz, weil sie öfters einstige häusliche Situationen vor Augen führen, neigen aber auch zu Abschweifungen. Diesem unkommentierten Quellenanhang, der letzten Endes den Hauptteil ihrer Arbeit ausmacht, hat die Autorin einen Vorspann vorangestellt, in dem die Kulturgeschichte von Licht und Feuer, Herd und Wärme in großen Zügen dargestellt wird. Bei den Erinnerungsaufzeichnungen wiederholt sich aufgrund ähnlicher sozioökonomischer Voraussetzungen vielerlei, zum Beispiel auf dem Lande das Licht mit dem Kienspan, die Petroleumlampe und ihre umständliche Handhabung oder in der Stadt die Gaslaterne im öffentlichen Leben, während die Dorfstraßen noch dunkel blieben. Fuhr man in eine Großstadt wie Wien, so ein Landmädchen, „wurde mir feierlich vorgeführt, wie man das elektrische Licht anknipste“ (S. 68). Neben diesem Kontrast Stadt – Land sind auch soziale Unterschiede unübersehbar. Herrschaftliche Häuser wurden selbstverständlich als erste mit Strom versorgt, vermietete Hinterhäuser folgten Jahre später. Der technisch-zivilisatorische Fortschritt wurde im Allgemeinen freudig begrüßt: „Als das erstmal das Licht aufstrahlte, liefen mir die Tränen der Freude über die Wangen“ (S. 39). Die bäuerlich-handwerkliche Arbeit ließ sich zum Teil mechanisieren, wozu wegen des zu geringen Eigenkapitals auch Strom-Genossenschaften und Korporationen gegründet wurden. Man erinnert sich aber auch an unliebsame Momente der Ernüchterung, als die ersten Stromrechnungen vorlagen und man sich zu einem möglichst sparsamen Gebrauch der bis dahin unbekanntenen Energiequelle entschließen musste. Dieses persönliche Quellenmaterial aus der Sicht früher Nutznießer illustriert ein Kapitel der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im Wandel.

Wittlich

KLAUS FRECKMANN

LIOBA KELLER-DRESCHER: Die Ordnung der Kleider. Ländliche Mode in Württemberg 1750–1850. Tübingen: TVV 2003, 320 S., 58 Farb- und Schwarzweißabb. (Untersuchungen des Ludwig-Uhland-Instituts der Universität Tübingen, 96).

Diese Tübinger Dissertation hat schon vor ihrem Erscheinen mit gutem Grund Furore gemacht. Ein Symposions-Vortrag aus dem Jahre 2002 im Germanischen Nationalmuseum Nürnberg ist in der „Waffen- und Kostümkunde“ 2003, H. 2, S. 131–150, unter dem Titel erschienen: „Nach der Natur gemalt oder abgekupfert? Bilder und Vor-

bilder ländlicher Kleidung. Das Beispiel Württemberg“, und auf der Münchner Tagung „Volkskunde als Bildwissenschaft“ hat die Autorin über „Bilder Lesen: Trachtengraphik im Kontext“ ihre methodologischen Grundlagen anhand iconischer Kulturtheorien ausbreitet. Ich selbst habe das Buch schon ausführlich referierend angekündigt in meiner Überschau in der ÖZV 106 (2003) H. 3: „Moderne Trachtenforschung einer konstruktivistischen Volkskunde“.

Was ist das Besondere dieser Arbeit? 1. Hier wird für Württemberg das Thema ländliche Bekleidung als historisches Regionalphänomen des für die Beobachtung so genannter Volkskultur zentralen Jahrhunderts ab 1750 erstmals wissenschaftlich angegangen und zwar aufgrund breiter Quellenauswertung archivalischer, ordnungspolitischer und topographischer Art. – 2. Erfahren wir mit Erstaunen, dass die höfische Entdeckung des Landlebens mit Nachspielen durch tatsächliche Dörfler in einem imaginierten „Dörfli“ schon vor der Französischen Revolution auf Schloss Hohenheim 1778–82 stattfand und dass von dort aus über Kupferstiche im Hofkalender 1789 und 1790 Bauernkleidung und „National-Gebräuche und Ergötzlichkeiten des Wirtembergischen Landvolkes“ darstellungswürdige „vaterländische Gegenstände“ für eine nun zu interessierende Öffentlichkeit wurden. – 3. Können anhand der beiden im 19. Jahrhundert folklorisierten Vorzeigorte Betzingen und Dusslingen Fund und Erfindung von so genannter Volkstracht (im modernen Verständnis) minutiös rekonstruiert werden.

Da korrespondiert zwar Vieles mit den wissenschaftlichen Erkundungen der letzten Jahrzehnte in anderen Regionen Mitteleuropas, doch nirgends führen die Spuren der seinerzeitigen Ideenmoderne so deutlich und so weit zurück wie hier, nämlich zum Geiste der aufgeklärten Naturbegeisterung, aus dem heraus „Volk“ zur Naturkulisse des Herrscherhauses werden konnte. Bislang dünkte uns Volkskundlern der Beginn des Münchner Oktoberfestes 1810 als eine der Initialzündungen süddeutscher Trachtenförderung im Wechselspiel zwischen Residenz und ländlicher Bevölkerung, und nur im benachbarten, zum bairischen Reichskreis gehörigen Salzburg schienen historisch ambitionierte Verwaltungsbeamte schon eine Generation früher das bunte Bekleidungs Wesen des untergehenden geistlichen Ständestaats für die Nachwelt im Bild festgehalten zu haben, doch ohne Erinnerungsfolgen in der okkupierenden k. u. k. Monarchie. Nun aber sehen wir, wie vom württembergischen Hofe aus, lange vor der Neuordnung Europas im Wiener Kongress, die modernsten ästhetischen Gedanken aufgegriffen und popularisiert worden sind und damit der „visuellen Herstellung von Traditionalität“ dienten, wie das die Autorin richtig nennt. Das Königreich Württemberg von Napoleons Gnaden besaß damit schon 1812 „Wirtemberger National Trachten“ auf Kupfern in zeitgenössischen Landesbeschreibungen. Deren Fortführung und Verbreitung des neuen Genres „Trachtenserien“ wird Schritt für Schritt verfolgt und nach Autoren und Künstlern in Text und Bild dokumentiert bis zu dem großen Festzug von 1841, dessen Aquarell-Leporello jetzt im neuen Haus der Baden-Württembergischen Geschichte in Stuttgart ausgestellt ist; und bis hin zu bildlichen Ausblicken auf die Kompilationen des „Illustrierten Atlas des Königreiches Württemberg“ von 1888, was Frau Keller-Drescher „Württemberg im Sonntagskleid“ nennt.

Dagegen stellt sie nun im zweiten Teil ihres Buches den „Inventarisierten Kleidungsalltag“, indem sie Verlassenschaftsinventare jenes Jahrhunderts von 1750 bis 1850 auf Bekleidungsbestände hin befragt, wie das bislang schon die Volkskundler in Münster durch ein umfassendes DFG-Projekt systematisch erhoben haben, aber auch für Bekleidung an den Universitäten Würzburg und Passau mit fränkischem und niederbayerischem Material beispielhaft versucht worden ist. Frau Keller-Drescher tut das methodisch konsequent mit Hilfe von Archivalien aus ihren Belegorten Betzingen und Duss-

lingen, um diese Realienwirklichkeit mit den imaginierten Bildern jener Dörfer als Trachtenorte vergleichen zu können, wobei der Hauptbestand der untersuchten Inventare durch bessere Überlieferung aus Dusslingen stammt und als prototypisch in die Analyse eingeht. Der tatsächliche Bestand an „Manns-Kleidern“ und Frauen-Ober- wie Unterbekleidung lässt sich auf diese Weise sehr genau für den genannten Zeitraum auflisten, wobei die Erhebung methodisch kein einfaches Geschäft ist, nämlich die Quellsprache in moderne Begrifflichkeit zu übersetzen, respektive herauszubekommen, was mit den genannten Stücken jeweils genau gemeint ist, resp. wie man sich deren Aussehen vorzustellen hat: jedenfalls nicht als in die Vergangenheit zurückprojizierte Trachtenkupper des vorangeschrittenen 19. Jahrhunderts. „Ländliche Mode“, so die Wortwahl der Autorin für den Untertitel ihres Buches „Ordnung der Kleider“, sah nicht nur anders aus, sondern verweist auf eine historische Lebenswirklichkeit, der sich moderne Forschung erst allmählich nähert. „Das Unspektakuläre ‘entlarvt’ das Spektakel. Die Inventare sind eine Ent-Täuschung“ (S. 292).

„Ordnung der Kleider“ ist eine Begriffsbildung aus dem französischen Dekonstruktionsdiskurs, den die Autorin in einer umfangreichen theoretischen Einleitung für ihr eigenes Vorgehen fruchtbar zu machen sucht und der am Ende nochmals als Frage formuliert wird für die Ergebnisse einer angemesseneren Vorstellung von der Genese ländlicher Bekleidungsstile und ihrer vestimentären Zeichenwelt im gesellschaftlichen Umbruch zwischen frühneuzeitlicher Modernisierung und ethnographisch ideologisierte Jetztzeit am Beginn des bürgerlichen Zeitalters der Nationalstaaten. „Kleidung ist ein so vieldeutiges kulturelles System, daß es keine eindeutigen Lesarten geben kann“. Und: „Der Blick auf die ländlichen Einwohner Württembergs festigte sich im 18. Jahrhundert zu einer Typologie. Kleidung war das Hauptmerkmal dieser Typologie“ (S. 293 f.), auch wenn der reale Kleiderbesitz und die dahinter verborgenen Distinktionsmöglichkeiten der sozial durchgegliederten ländlichen Bevölkerung damit idealtypisch vereinheitlicht, oberflächlich ethnisiert und regionalistisch verräumlicht wurde. Es handelt sich um eine „symbolische Setzung von Land und Landleuten“, auf Dauer und in der Breite „eine sichtbar gemachte Ordnung“ in Form eines „Programms“ der „guten Policy“, sprich aufgeklärt moralischer Verwaltung. Das vorbildhafte höfische Verkleidungsspielen des Herrscherhauses, die romantisch-vaterländische Publizistik und eine feierfreudige bürgerliche Kunstöffentlichkeit haben gemeinsam an dem bunten Teppich einer lebendigen Landkarte vorführbarer Nationalkostüme gewoben.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

GUNDULA WOLTER: Teufelshörner und Lustäpfel. Modekritik in Wort und Bild 1150 – 1620. Marburg: Jonas 2002, 190 S., 3 Farb- und 182 Schwarzweißabb.

Das ist eine Sorte Buch, wie sie sich die Verleger wünschen: wissenschaftlicher Anspruch durch, wenn auch versteckte, Anmerkungen, die so tun dürfen als ob und darum von viel reden aus den gängigen Handbüchern, doch von nichts wirklich genau, das würde zu weit führen. Es ist über den Preis, der den schmalen Umfang diktiert, nun einmal für breitere Käuferschichten bestimmt, bringt also reichlich Bilder und im Verhältnis dazu insgesamt wenig Text, präsentiert vor allem aber ein viel umfangreicheres Thema portionchenweise (jetzt schon zum dritten Mal), das durch schicke Reizdetails jeweils neu schmackhaft gemacht werden soll. Autorin ist eine aus der Designbranche stammende Kunstpädagogin, die heute von einer Stoffsammlung zur „Mode in der Karikatur“ im wahrsten Sinne des Wortes lebt (was natürlich legitim ist). Die bisherige

gen Portionen im selben Verlag lauten: „Die Verpackung des männlichen Geschlechts. Eine illustrierte Kulturgeschichte der Hose“ (1991), „Hosen, weiblich. Kulturgeschichte der Frauenhose“ (1994), und nun angekündigt eine fünfbändige „Modekritik in Wort und Bild“, dessen 1. Band vorliegendes Buch darstellt und darum nur die Zeit bis 1620 ins Auge fasst.

An den Titelformulierungen ist leicht zu erkennen, welche Vorbilder aus Zeiten opulenten Büchermachens für ein gebildetes Bürgerpublikum dahinterstehen, als „Kulturgeschichte“ noch oder allein von Sammlern und Literaten betrieben wurde für dicke Schwarten auf edlem Papier, denn damals war das undankbare Geschäft bedrängter Sachbuchautoren noch nicht erfunden. Ich denke an die oft nachgedruckten acht Bände des Berliners Max von Boehn (1860–1932) über „Menschen und Moden“ (1907–25) und die einst in Bibliotheken unter Verschluss gehaltenen sechs Bände des Schwaben in München und Paris Eduard Fuchs (1870–1940) „Illustrierte Sittengeschichte vom Mittelalter bis zur Gegenwart“ (1909 ff.), dem Walter Benjamin schon 1937 einen großen Aufsatz gewidmet hat, woher wir auch wissen, dass Fuchs „in jedem seiner Werke ausschließlich unveröffentlichtes Bildmaterial, fast ausschließlich seinem eigenen Besitz entstammendes, zu veröffentlichen“ trachtete.

Das ist hier nun natürlich alles ganz anders, aber als Bildersammlung dennoch verdienstvoll. Sobald es jedoch ans Deuten und die praktische Verwendung der Realien oder Bildmotive geht, muss das bloße Auffinden von Themen und selbst die gängige kunsthistorische Ikonographie oft versagen, wo Weitersuchen bei den klassischen Volkskundlern und deren Realien- wie Erzählforschung meist geholfen hätte, so zum Spiegel, den Klappbildern, den Affen, den Wundergeburten, dem Narrenmotiv, der so genannten Teufelsliteratur, dem Teufel auf der Schleppe, den Drei Lebenden und drei Toten, der Uhujagd und, und, und. Es gibt halt inzwischen Spezialuntersuchungen, zwar meist fächerübergreifend, jedoch in kleinen Fachzeitschriften und den oft grauen Kongresspublikationen oder aber in internationalen Handwörterbüchern wie der EM. Früher besaß der gebildete Kulturhistoriker seinen eigenen roten Faden der literarischen und literarisierenden Durchdringung des Stoffs, heute wollen wir mehr als Essays hören und bloße Thesen oder gar gängige Meinungen über die Vergangenheit und wünschen uns daher am liebsten enzyklopädische Informationen, während die Verlage allein Begriff-Fetischen nachjagen, weil sie sich davon Verkaufsanreize versprechen.

Die vorliegende Darstellung besteht aus zwei Großkapiteln: „I. Wider Hoffart und Eitelkeit“ und „II. Modekritik in Wort und Bild“, unterteilt in „Geschwänzte Röcke, Hörnerfrisuren und Hörnerhauben, Schnabelschuhe, Schmuckexzesse, Reifrock und Weiberspeck, Mühlsteinkragen, Kleider der Unzucht, Bloße Brüste, Schamkapseln, Wundergeburten [die damals als Modekritik gedeutet wurden, W. B.], Sünde, Narrheit, Affenspiel [Allegorien der Kritik, W. B.]“. Beide Teile laufen unter der Hauptüberschrift „Teufelshörner und Lustäpfel“, so dass davon der sehr ernsthafte Einstieg über „Kleider der Demut“ und „Hoffahrt ist ein Todsünd“ von vornherein nicht bloß optisch, sondern auch begriffs- und vorstellungsmäßig zugedeckt wird durch provozierte voreilige ahistorische Konnotationen heutiger Betrachter, so als ob „superbia“, die oberste aller Todsünden, ein für alle Mal vom Hochmut ganz auf Kleiderhoffahrt geschrumpft sei. Um diese Sonderentwicklung in der Geschichte der Karikatur geht es zwar hier allein, doch ist der Kern der Sache weiterhin und allezeit in unserer Welt, Gesellschaft und Politik geblieben. Superbia äußert sich am harmlosesten in der Firlanzerei des äußerlichen outfits. Kleider machen bekanntlich Leute, aber auch der nackte Kaiser erheischt Ehrerbietung, nicht bloß seine Amtsgewalt, mit der er „bekleidet“ ist, und der grüne Bundesaußenminister heute war schon als Landesminister in

Turnschuhen so autoritär wie er sich nun erst recht im italienischen Maßanzug als Großbehördenchef geriert. Doch wir eilen der Autorin voraus. Hier kommen wir bei ihr vorerst nicht über das Jahr 1620 weiter.

Damals aber herrschte die hohe Zeit der ausschließlich städtischen „Kleiderordnungen“, von denen hier auf drei Textspalten kurz die Rede ist, doch wieder nur aufgrund von älteren Lexikonartikeln und Sekundärliteratur aus dem Jahre 1892 und einer überholten Dissertation von 1962. Dabei gibt es seit vierzig Jahren systematische Untersuchungen dazu, sogar einen Sonderforschungsbereich der Historiker, und daher stimmt die referierte Meinung nicht mehr, dass „die staatlichen Organe“ damit „primär für den Erhalt gesellschaftlicher Hierarchien“ kämpften, die Kirche aber für die Moral. Wir wissen inzwischen, dass es sich in aller Regel um die Folgen innerstädtischer Konflikte und nicht der flächendeckenden modernen Staatsgewalt handelt und zwar um Abgrenzungsversuche vornehmlich des aufstrebenden oder wieder gefährdeten Handwerks gegenüber den Unterschichten. Das mindert natürlich nicht den großen kostümgeschichtlichen Quellenwert dieser Ordnungen, doch erfordert die Beschäftigung mit Kulturgeschichte nicht bloß vage Vorstellungen des inflationär gewordenen Begriffs der Kultur, sondern zuvorderst ein gediegenes historisch geschultes Wissen über die Lebensbedingungen des Alltags und das heißt zunächst der einstigen Ordnungsstrukturen unserer vormodernen Vergangenheit. Viele „Volkskundler“, die sich dieses Namens schämen, wollen davon wenig wissen. Ihnen wird das Büchlein gut gefallen. Ich schätze es, wie gesagt, wegen der Abbildungen.

Würzburg

WOLFGANG BRÜCKNER

ANDREAS SPEIT (Hrsg.): Ästhetische Mobilmachung. Dark Wave, Neofolk und Industrial im Spannungsfeld rechter Ideologien. Hamburg/Münster: Unrast Verlag 2002, 282 S., Schwarzweißabb. (Reihe antifaschistischer Texte, 8).

Popkultur ist Teil der Alltagskultur – dieses Axiom hat längst im Bereich der Sozial- und Kulturwissenschaften Fuß gefasst und, beeinflusst von anglo-amerikanischen Tendenzen, zu etlichen Arbeiten und Veröffentlichungen über spartenspezifische Musikstile und ihre Rezipientengruppen geführt. Das Spektrum reicht dabei über Idole wie Madonna und Marilyn Manson hin zu Punk, HipHop, Metal und Gothic. Bei dem zu besprechenden Band, dessen Ursprungskern zwei Abschlussarbeiten aus dem Fach Soziologie waren, geht es um letztere Sparte, die wohl eher einer Minderheit der Leser dieser Rezension ein Begriff sein dürfte: Protagonisten des Gothic – ein der englischen Musikpresse entstammender terminus technicus, der inhaltlich praktisch gleichbedeutend mit dem im Subtitel genannten Begriff „Dark Wave“ ist – sind im Volksmund als „Gruftis“ bekannt und pflegen oft die Eigenbezeichnung „Schwarze Szene“. Damit ist der kleinste gemeinsame identitäre Nenner eingefangen, schwarze Kleidung als *das* Merkmal der Identifikation und Distinktion. Doch auch die Struktur dieser diffusen, seit den 1990-er Jahren in Deutschland extrem expandierenden Popkultur kommt darin zum Tragen: Die Sparte zeigt eine beachtliche Bandbreite an sehr unterschiedlichen Stilen, die sich vorerst musikalisch definieren, deren Anhänger aber durch Kleidung und Habitus deutliche Signale ihrer Präferenzen setzen.

Die vorliegende Veröffentlichung beschäftigt sich nun mit einem jener Teilbereiche der Szene, der sich über ein bestimmtes Zeichenkonglomerat definiert. Es speist sich aus einem historischen Reservoir, aus dem es seine Dissens erzeugende Wirkung zieht: aus faschistoid aufgeladener Ästhetik. Darin sehen die Autoren des Bandes die im Titel

benannte Gefahr einer schleichenden gesellschaftlichen Legitimierung politischer Bot-schaften der rechten Intelligenzija. Kernthese ist, dass die Schwarze Szene es über zwei Dekaden versäumt habe, sich kritisch mit derartigen internen Tendenzen auseinander zu setzen und damit die Neue Rechte ein Forum gewinnen ließ, das sich nun gewissermaßen kontaminierend nicht nur auf die Szene, sondern auch auf gesamtgesellschaftliche Zusammenhänge auswirke. Der oft nach Innen und Außen kommunizierte tole-rante Konsens der Szene habe dabei katalytisch gewirkt. Die Freiheit, in diesem Umfeld diverse Sinnbasteleien offen ausleben zu können, sei bewusst von interessierter Seite über die Umwertung von Lebensstil-Zeichenträgern wie Musik und Mode zu Instru-menten der Agitation ausgenutzt worden. Dieser Prozess sei wohlgemerkt nicht das Ergebnis einer Unterwanderung gewesen, vielmehr sei er ignoriert bzw. sehenden Auges geduldet worden.

Im Mittelpunkt der Analyse stehen dabei die Richtungen Neofolk und Industrial, die zwar formal konträr wirken, jedoch ähnliche Inhalte umkreisen. Der von England ausgehende Neofolk ist puristisch instrumentiert, propagiert akustische Transparenz und ist, der im Namen anklingenden Liedermacher/Songwriter-Tradition folgend, text-lastig. Der elektronisch produzierte Industrial-Stil wirkt ausgesprochen brachial, spielt mit Atonalität und lässt über Effekte und Samples mitgeteilte Textinhalte manchmal nur errahnen. Diese zwei über die Musik entworfenen emotionalen Antipoden – Har-monie und Aggression – geben Raum für Sehnsüchte und für Abreaktion. Problema-tisch wird es (nicht nur) aus Sicht der Autoren beim inhaltlichen Aufladen des Ganzen über Texte und Symbolik: Unter der kulturkampftheoretischen Beflagung von „Pro-vokation“ streift hier Neuheidentum völkisch-okkulte Spiritualität, geraten romantisch-prometheische Anleihen sozialdarwinistisch, kippt Nihilistisches ins Faschistoide. Die synkretistische Symbolsprache teilt sich über Runen, Riefenstahl-Ästhetik, Menhire, Breker- und Thoraxskulpturen, Bezüge auf faschistisch konnotierte Literatur, historis-che Aufnahmen aus dem 2. Weltkrieg, daran angelehnte Uniform-Settings etc. mit.

Soweit, so bedenklich. Vieles an diesem so Geschilderten ist sowohl aufgrund des im Band (leider in den Bildquellen etwas spärlich) gegebenen Quellenmaterials als auch anhand der zugänglichen Produkte des Marktes objektiv überprüfbar. Argumentierbar ist auch das Misstrauen gegenüber Dementis, die gelegentlich von in den medialen Fokus geratenen Funktionären erfolgen und zumeist ungreifbare Aussagen enthalten. Und auch die in der Szene beobachteten Tendenzen zu Konfliktscheu und Eskapismus können verifiziert werden. Allerdings macht sich mangelnde Selbstreflexion nicht nur seitens der untersuchten Gruppe bemerkbar. Alle Autoren des Bandes entstammen dem antifaschistischen Spektrum, und leider scheint diese lobenswert offen deklarierte Per-spektive manchmal die Sicht auf die Beweiskette zu verstellen, was zu einem gelegentli-chen Oszillieren zwischen präziser Analyse und Zirkelschlussverfahren führt.

Ein untergeordnetes Beispiel dafür ist die theoretische Einführung des Herausgebers zusammen mit Jan Raabe: „L'art du mal. Vom antibürgerlichen Gestus zur faschistoiden Ästhetik“. Als Erklärungsansatz für virulente Phänomene wird der Vektor nach hinten gezogen, zu dem am Kapitalismus scheiternden, antimodernen Bürgertum und seinen völkischen Abwehrreaktionen. Allerdings geraten bei dieser empirisch und historisch kenntnisreichen Darlegung nicht nur die üblichen Verdächtigen – Ariosophen, Präfa-schisten und, wohl unvermeidbar, Nietzsche – ins Fadenkreuz, sondern auch Stuck und Böcklin. Zeitgenössischer und popkultureller Beifall für Arkanisch-Düsteres von fal-scher Seite genügen hierfür. – Drastischer verfahren andere Autoren, die vor namentli-cher politischer Anprangerung lebender Personen – in Einzelfällen – ohne hinlängliche Plausibilität nicht Halt machen. So wird zumindest streckenweise der eigene Anspruch

unterminiert, Intoleranz Aufklärung entgegenzusetzen. Das bekannte Bild vom Wald und seinen Bäumen drängt sich auf: Die verdienstvolle akribische Detailrecherche bezüglich rechtsideologisch geprägter Netzwerke innerhalb der Szene scheint auf keine Nennung noch so marginaler Erscheinungen verzichten zu wollen. Etwa auf Joachim Witt, einem musikindustriell gesteuerten Comebackversuch unter modischen Anleihen beim martialischen Setting der kommerziell erfolgreichen Rockband Rammstein – honi soit qui mal y pense. Nazis sind eben doch nicht immer und überall.

Im Fazit ist dieses Buch empfehlenswert. Es will Ansatz für eine zu führende Auseinandersetzung sein und erfüllt diesen Anspruch. Allein die Thematisierung dieses in der Öffentlichkeit kaum wahrgenommenen Phänomens auf wissenschaftlichem Niveau ist begrüßenswert, zumal mit der Materialdichte, die dafür aufgebracht wird. Dies zeigt sich im Zusammenhang mit der vertretenen immanenten Logik, wie ausgeführt, mitunter als nicht unproblematisch. Vielleicht trägt aber gerade auch diese Schwäche dazu bei, Diskurse anzuregen – ein probates Mittel gegen Indoktrination und damit sicher auch im Sinne der Verfasser.

München

ANDREA SCHILZ

BÄRBEL KERKHOFF-HADER/KONRAD BEDAL (Hrsg.): Nahe Fremde. Einblicke in die Lebenswelt der Karpaten. Texte und Fotografien von Jean Cuisinier. Bad Windsheim: Fränkisches Freilandmuseum Bad Windsheim 2004, 100 S., 90 Farbabb.

Frauen und Kinder schauen lächelnd in die Kamera. Sie tragen Kopftücher, bunte Röcke, dicke Strickjacken und dicke Strümpfe. In den Händen halten sie Gefäße und Blumen. Was so altertümlich anmutet, stammt indessen (fast) aus unserer Zeit: Die Fotografie gehört zu einem Konvolut, das der französische Soziologe und Ethnologe Jean Cuisinier zwischen 1969 und 1998 auf seinen Forschungsreisen in den rumänischen Karpaten anlegte. Waren seine Forschungsergebnisse bislang nur dem französisch- und rumänischsprachigen Lesepublikum vorbehalten, liegen nun erstmalig Ausschnitte davon auf deutsch vor. „Nahe Fremde“ ist der Begleitband zur gleichnamigen Ausstellung und entstand in Zusammenarbeit mit dem Institut für Europäische Ethnologie in Bamberg und dem Fränkischen Freilandmuseum in Bad Windsheim.

Cuisinier, jahrelang Leiter des Musée national des Arts et Traditions populaires sowie des ihm angeschlossenen Forschungszentrums in Paris, konzentrierte sich bei seinen Forschungen auf die Regionen Bukowina, Maramuresch und Oltenien. Hier fand er „traditionelle Wirtschafts- und Brauchformen“, die, so seine Entdeckung, weder durch das kommunistische Regime noch von der Demokratisierung nach der Öffnung des Eisernen Vorhangs beeinflusst waren. Die Bilder vermitteln eine Welt, in der die Zeit still zu stehen scheint. Da werden alte Häuser und Kirchen dokumentiert, Menschen in Tracht bei der Arbeit und beim Feiern beobachtet oder Frauen in verschiedenen Lebensaltern porträtiert. Die Fotos sind einzelnen Themen wie, „Lebensalter“, „Begräbniszeremonien“ oder „Arbeitsteilung“ untergeordnet, zu denen Cuisinier knappe Texte verfasst. So stellt er für die 1990er Jahre fest: „Junge Frauen tragen bei der Arbeit auf dem Feld gerne Jeans“, doch die Fotos geben über die Veränderungen keine Auskunft. Cuisinier ging es jedoch nicht darum: Er wollte vielmehr die von ihm vorgefundenen Lebens- und Arbeitsweisen als „Überlieferungsorte“ und als „Gedächtnis der Karpaten“ interpretieren. Cuisinier folgt dabei Claude Lévi-Strauss und dessen Überlegungen zu den Strukturen der Verwandtschaft und den Prinzipien der großen, ethnologischen Erhebungen in Frankreich der 1940er und 60er Jahre – diese Zusammenhänge

erschließen sich aber nicht so sehr über die Fotografien allein als über die ergänzenden Texte von deutscher Seite.

Die von Cuisinier selbst ausgewählten Fotografien sind insgesamt eher der Dokumentation verpflichtet als einem ästhetischen Ideal. Die Fotografien sind nicht perfekt. Dennoch vermitteln manche der inszenierten Motive – etwa die Feste oder die Porträts – eine eindrucksvolle Atmosphäre. Die Fotografien werden von *Nicole Meisen* und *Barbara Schmidt* mit geographischen und politischen Informationen zu den besuchten Gebieten ergänzt. Darüber hinaus stellt Bärbel Kerkhoff-Hader die Fotografien und den Forscher Cuisinier in einen wissenschaftsgeschichtlichen deutsch-französischen Kontext. Der Fotoband und das Ausstellungsprojekt stehen als Paradigma für dreierlei: für eine erfreuliche Kooperation zwischen Deutschland und Frankreich, zwischen Uni und Museum und zwischen Ost und West.

Bonn

NINA GORGUS

Deutsche Spuren in den Donauländern. Hausgeschichten mit Fotografien von Martin Rosswog. Ulm: Stiftung Donauschwäbisches Zentrum 2002, 239 S., Farb- und Schwarzweißabb.

Es handelt sich um einen Ausstellungsband, an dem Bild und Text einen gleich gewichtigen Anteil haben. Anhand von zwölf Familien, ihren Häusern oder Wohnungen zeigen der Autor und der Fotograf die Welt der Donauschwaben auf, die längst im heutigen Ungarn, in Jugoslawien und in Rumänien aufgegangen ist oder die nur noch in der Erinnerung Vertriebener oder Weggewanderter besteht. Sie leben in einer neuen Heimat namens Deutschland. Ist es wirklich „Heimat“ geworden? Die Antwort darauf fällt unterschiedlich aus. Eine inzwischen in Mannheim wohnende Großmutter, die ihren Enkelinnen Trachtenpuppen mit selbst genähten Kleidern Banater Tradition schenkt, hat ihren Blick sicherlich in die Vergangenheit gerichtet. Die Enkelinnen suchen dagegen soziale Anerkennung, indem sie sich der neuen Umwelt so sehr anpassen, dass sie nicht als Aussiedler erkannt werden. Ihre Trachtenpuppen verbleiben folglich im Schrank. Ihre Mutter, die ebenfalls eine solche Puppe besitzt, stellt ihr Exemplar indes in ihrer Wohnung auf. Die Puppe als Symbol für das frühere Zuhause. Man gewinnt einen Einblick in Vielvölkerstädte wie das jugoslawische Novi Sad, in dem einst Serben, Ungarn, Deutsche, Juden, Armenier und Griechen mit- und nebeneinander lebten. Schon der aufkommende Nationalismus des 19. Jahrhunderts hätte erahnen lassen können, dass es Trennungslinien zwischen diesen verschiedenen Ethnien geben wird. Es sollte, wie bekannt, schlimmer kommen. Das „normale Leben“ endete, wie es einer der Gesprächspartner ausdrückt, 1939 mit dem Ausbruch des Zweiten Weltkrieges. Es folgten Militär- oder Kriegsdienst auf verschiedenen Seiten, Gefangenschaft, Ausweisung und Deportation sowie die Abschiebung in Lager. Wie schlimm dies alles war, macht der Ausruf einer der interviewten Frauen deutlich, die als Kind von Ort zu Ort durchgereicht wurde und nach vielen Fehlschlägen das Glück hatte, mit ihrer Familie endlich eine eigene Bleibe zu finden: „Das war für mich ein Wahnsinns-Glücksgefühl. Kurze Zeit, bevor wir einziehen konnten, haben meine Eltern und ich diese Wohnung angeschaut, und ich seh’ mich heute noch, wie ich durch die Räume gehüpft bin wie eine Bekloppte, weil wir jetzt eine eigene Küche hatten, und vor allem eine Toilette, zwar kein Waschbecken, aber eine Badewanne, und da waren plötzlich vier Räume, die nur uns gehörten, und eine Tür, die man zumachen konnte“ (S. 52).

Und wie lebten diejenigen in ihrem Geburtsland weiter, die bei Volkszählungen in den dreißiger und frühen vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ihre deutschstämmige Herkunft nicht in den Vordergrund gestellt hatten? Sie wussten sich zu arrangieren und versuchten die Probleme, die auch die anderen hatten, wie beispielsweise die Enteignung und Kollektivierung, so gut es ging zu überstehen. Der Anpassungsdruck war offensichtlich so groß, dass man ebenso „typisch“ wurde wie die Nachbarschaft der autochthonen Ungarn, Rumänen oder Serben. Große Schicksale werden in dem Ausstellungsband nicht vorgestellt, gleichfalls keine aus der Menge herausragenden Individuen. Es tritt eine Alltagswelt vor das Auge, dessen Stelle ohne irgendwelchen präntösen Anspruch die Kamera einnimmt. Es macht die Qualität der Fotos aus, mit denen die Begleittexte konform gehen, dass scheinbar Unwichtiges einer privaten Sphäre als Konterfei sichtbar gemacht wird, wie die Zimmereinrichtungen in ihrer üblichen Belanglosigkeit, wie die sentimentalen Heiligenbilder über dem Sofa oder dem Ehebett oder die auf dem Tisch und vor dem Hintergrund eines bestickten Geschirrtuchüberhanges ausgebreiteten Äpfel – ein Stilleben als die Sehnsucht nach Geborgenheit und Häuslichkeit.

Nachvollziehbar wird auch ein Stück Geschichte: Nicht nur Deutsche wurden in Folge des Zweiten Weltkrieges aus ihrer Heimat vertrieben und fanden sich als Flüchtlinge wieder. Auch andere Volksgruppen wurden von einem ähnlichen Schicksal heimgesucht, was man allzu gerne hier übersieht, etwa die Ungarn aus der Tschechoslowakei oder der Bukowina in Rumänien. Weitere Beispiele ließen sich benennen.

Wittlich

KLAUS FRECKMANN

ROLF LINDNER: *Walks on the Wild Side*. Eine Geschichte der Stadtforschung. Frankfurt/New York: Campus 2004, 240 S., 9 Schwarzweißabb.

Es war vor allem die Neugier und das Interesse am Anderen, Fremden, das Wissenschaftler in die „terra incognita“, zur „other, nether, wild side“ der Stadt geführt hat. Ohne dieses Begehren von Forschern, ihrem als langweilig und unwirklich erlebten Mittelschichtsalldag zu entrinnen, wären die Studien über die „Street Corner Society“, die „Soulside“ oder „El Barrio“ nicht möglich gewesen. Dies ist der Leitgedanke, der Rolf Lindners Geschichte der Stadtforschung strukturiert: Die Idee, die Geschichte der Urban Anthropology zunächst und vor allem durch einen spezifischen Forscherdrang motiviert zu sehen; dem Drang, Unbekanntes, Fremdes und Finsteres für sich selbst und andere des Bürgerlichen Milieus zu entdecken und erlebbar zu machen.

Miterleben, nachempfinden und Teilhabe am Leben anderer sind methodisch unmittelbar mit der Ethnographie verknüpft, besteht doch das Handwerk des Ethnographen insbesondere darin, den Uneingeweihten fremde Welten zu erschließen. Folglich ist Lindners Buch auch und vor allem eine Geschichte der Stadt-Ethnographie. – Und wie für Ethnographien charakteristisch, ist deren Gegenstand entweder eine spezifische ethnisch oder sozial geprägte community oder ein besonderer Stadtteil innerhalb der Gesamtstadt. Insofern ist der Untertitel des Buches, „Eine Geschichte der Stadtforschung“ (Hervorhebung B. L.), durchaus wörtlich zu nehmen: Es ist dies die Geschichte ethnographischer Stadtforschung *in* der Stadt. Forschungen, die unter dem Schlagwort „Anthropology of the city“ subsumiert werden (z. B. Lindners eigene Arbeiten über den Habitus der Stadt, aber auch Forschungen, die sich mit Urbanität als spezifischer Lebensform beschäftigen) fehlen in Lindners Geschichte der Stadtforschung ebenso wie Untersuchungen, die das städtische Leben von Eliten (studying up)

zum Gegenstand haben. Diese Leerstelle ist nicht als Kritik oder Mangel zu sehen, sie verdeutlicht jedoch, dass sich das Buch in der Tat aus einer besonderen Perspektive der anthropologischen Stadtforschung widmet.

Lindner entwickelt diese mehr als 150 Jahre umfassende Geschichte der ethnographischen Stadtforschung anhand exemplarischer, methodisch und analytisch bahnbrechender Studien. In sieben Kapiteln entstehen so Skizzen von Forschungsgenerationen und der für sie charakteristischen Problemstellungen. Zugleich werfen diese Skizzen immer auch ein Schlaglicht auf die jeweilige historische Situation. Damit präsentiert Lindner einerseits einen reichen Fundus an interessanten Einzelmonographien, soziologischen und ethnographischen Pionieren sowie Meilensteinen der Stadtforschung. Andererseits wirft Lindner immer wieder zentrale theoretische und methodische Fragen der Fächer Ethnologie/Kulturwissenschaft auf. Und schließlich handelt es sich natürlich um eine neue und spannende Perspektive auf die Geschichte der Stadtforschung.

In den ersten vier Kapiteln zeigt Lindner, wie stark die Stadtforschung anfänglich noch in einer moralischen Perspektive gefangen blieb. Zwar galt auch das Interesse der frühen Sozialreformer und ihrer social surveys der „other side“, also der Welt der Arbeiter und Armen in der Stadt. Allerdings ging es ihnen weniger um das reine Verstehen und emphatische Nacherleben, sondern vor allem um die Veränderung nach dem Vorbild der bürgerlichen Wertewelt. Die Forschungsaktivitäten der Sozialreformer und der Settlement-Bewegung sollten die Datenbasis für eine praktisch-aufbauende Arbeit liefern. Dabei hatten die social surveys von Charles Booth mit seinen thematischen, ausgewählte Merkmale hervorhebenden Karten methodischen Leitbildcharakter; sie haben bis heute Vorbildcharakter für die Stadtsoziologie und -geographie (Kapitel drei).

Das frühe Interesse an der „wild side“ der Stadt war also immer auch mit dem Wunsch nach deren Kontrolle und Disziplinierung durch die Bourgeoisie verbunden. Eine Ausnahme bildet hier Henry Mayhew, in dessen monumentalen Berichten aus der Welt der Londoner Armen Lindner eine Pionierleistung der Stadtethnographie sieht (Kapitel zwei). Anders als seine zeitgenössischen Kollegen überwindet Mayhew den Moralismus der eigenen Klasse und vermag so, das Zutrauen seiner Gewährleute zu gewinnen. Dadurch entstehen plastische Schilderungen subjektiver Lebenswelten; der Leser gewinnt Kenntnis von der Art und Weise, wie die Armen ihre Welt erfahren.

Diese Herangehensweise konnte sich jedoch erst mit der Chicagoer Schule wirklich durchsetzen. Diese leitete einen grundlegenden Paradigmenwechsel in der Stadtforschung ein. Die Darstellung der Chicagoer Schule nimmt folgerichtig in Kapitel fünf einen breiten Raum in Lindners Forschungsgeschichte ein. Zentral für den Paradigmenwechsel ist ein Wandel weg von der Präventions- hin zur Verstehensperspektive. Robert Park ging es vor allem darum, die moralische Befangenheit als Forscher zu überwinden. „Ein Moralist kann kein Soziologe sein“ (Park), weil er sonst bei seiner Forschung voreingenommen und in den Kategorien der eigenen Wertmaßstäbe gefangen bleibt. Ein wirkliches Verstehen ist dann nicht möglich.

In den Kapiteln fünf und sechs werden neuere bzw. neuste Studien aus dem „Black Ghetto“ vorgestellt. Im Zentrum stehen hier Klassiker des Genres, etwa „Street Corner Society“ (William F. Whyte), „Souldside“ (Ulf Hannerz) oder „Inside the Zone“ (Loic Wacquant). Vor allem Philippe Bourgois' Studie „In Search of Respect. Selling Crack in El Barrio“ problematisiert die Grenzen des Verstehens und der methodologisch damit verknüpften Ethnographie. In seiner Ethnographie über Crack Dealer in El Barrio erlebt Philippe Bourgois die schiere Gewalt der Dealer, die sich z.T. mit Vergewaltigungen und gnadenloser Brutalität brüsten. Dies wirft die Frage nach den Grenzen

des Verstehens auf. Mehr noch, die Studie problematisiert die fundamentale Prämisse der Ethnologie, sich jeden moralischen Urteils zu enthalten, wie sie erstmals von Park formuliert wurde (Kapitel sieben).

Neben der spannenden Geschichte der Stadtforschung sind es solche grundsätzlichen Fragen bzw. über das Thema hinausweisende methodologische und theoretische Reflexionen, die Rolf Lindners Buch weit über die Stadtforschung hinaus zur interessanten Lektüre machen und zum Weiterdenken anregen. Dies gilt in besonderem Maße für das Schlusskapitel des Buches. In seinem Ausblick hält Lindner ein Plädoyer für die ethnographische Forschung. Anders als die Vertreter der „writing culture“-Debatte sieht Lindner in der Darstellungs- und Schreibweise der Ethnographen nicht in erster Linie einen Ausweis von ethnologischer Autorität, sondern ein Medium zur Humanisierung der weitgehend fremden, unbekannteren Protagonisten und ihrer Lebenswelt. Mit Geertz argumentierend sieht Lindner im ethnographischen Schreiben die Basis, auf der alles andere, was Ethnographen tun, ins Wanken gerät und haltlos wird. Und: Die „Dichte Beschreibung“ ist letztlich das einzige theoretisch-methodische Äquivalent zum menschlichen Leben und den daraus sich entwickelnden Handlungsstrategien.

Gute Literatur zeichnet sich bekanntlich dadurch aus, dass man sich ihr auf unterschiedliche Lesarten nähern und bei jeder Neulektüre auch eine neue „Story“ entdecken kann. – Dieses Gütezeichen kann für Rolf Lindners „Geschichte der Stadtforschung“ auf jeden Fall vergeben werden. Denn tatsächlich liefert Lindner in seiner Publikation weit mehr als 'bloß' „eine Geschichte der Stadtforschung“, es handelt sich dabei auch um ein wissenschaftlich fundiertes Plädoyer für die Ethnographie als methodischem Zugang zur Erforschung der Stadt – und last but not least: um eine packende Story, die ihren Leser auf die Reise durch die 150 Jahre Stadtforschung mitnimmt und fesselt.

Berlin

BARBARA LANG

HANS-WERNER RETTERATH: Endlich daheim? Postsovjetoische Migration und kulturelle Integration Rußlanddeutscher in Südbaden. Teil 1: Anlage des Forschungsprojekts und Rahmenbedingungen in den Herkunftsländern. Freiburg: Johannes-Künzig-Institut 2002, 358 S. (Schriftenreihe des Johannes-Künzig-Instituts, 4, Teil 1).

Die Migration Russlanddeutscher und ihrer Angehörigen nach Deutschland ist ein Thema, das meist nur in negativen Schlagzeilen in der Presse auftaucht. Dabei geht es hier um eine der größten Migrantengruppen in Deutschland. Diese überdurchschnittlich junge Zuwanderergruppe bringt russische Kultur und Wirtschaft mit sich, die sich nicht immer reibungslos in die Mehrheitsgesellschaft einfügt. Daher ist die vorliegende Studie von großer Aktualität. Zweck der Forschungsarbeit ist es, die Voraussetzungen und Hintergründe darzustellen, die Russlanddeutsche dazu bewegen, sich nach den Umstrukturierungen von Perestroika und Glasnost einen erneuten tiefgreifenden Bruch in ihrem Leben zuzumuten. Die dazu verwendeten Daten reichen bis ins Jahr 2001. Die Migranten bringen ihre Einstellungen, Denkweisen, Wahrnehmungsmuster und Interpretationssysteme mit hierher. Das umfassende Erfassen dieser Daten liefert die Koordinaten, um eine Interpretation der im Interview und in Fragebögen getroffenen Aussagen zu ermöglichen. Auch für die Untersuchung ähnlicher Themen der interkulturellen Kommunikation bieten sich hier sinnvolle Grundlagen und Zusammenfassungen des Forschungsstandes zu Fragen der Migration allgemein, der kulturellen Integration, der Arbeitsmethoden in der Feldforschung und bei sozial empirischen Fragestellungen an.

Im ersten Abschnitt werden die Begriffe „kulturelle Integration“, dazu auch „Kultur“ (S. 19ff.), „Ethnizität“, „Identität“, „Rußlanddeutsche“ und als Pendant „Einheimische“ definiert, indem die Forschungslage dargestellt und eine eigene Position beschrieben wird. Danach folgt ein zweiter Abschnitt mit Ausführungen zu Langzeituntersuchungen dieser Personengruppe in der vierten Immigrationsphase, zu grundsätzlichen Fragen der Methodologie und der Kombination verschiedener Arten sowie zum Verlauf der Datenerhebung und dabei auftretenden Problemen. Dieser Erfahrungsbericht ist eine Fundgrube wertvoller Aspekte, die bei ähnlichen Untersuchungen hilfreich sein können. Der ausführliche dritte Buchteil bringt eine Zusammenschau von Daten und Darstellungen, die die Situation in den Staaten darstellt, aus denen der übergroße Teil der Russlanddeutschen einreist. Da die Herkunft überwiegend in den Nachfolgestaaten der UdSSR Russland und Kasachstan zu suchen ist, liegt auf diesen Regionen der Fokus. Die Kontextualisierung des Integrationsverlaufs in den Herkunftsbereich und ihre Einordnung in die Herkunftsgesellschaft insgesamt stellt wohl einen der wichtigsten Ansätze der Arbeit dar. Es geht im Folgenden um eine umfassende Übersicht, die weit in die sowjetische Vergangenheit zurückreicht. Dabei dürfte die Beschreibung des fundamentalen Systemwechsels in der GUS, besonders Russland und Kasachstan auf besonderes Interesse stoßen. Hier wurde eine de facto diktatorische durch eine dem Anspruch nach demokratische Struktur und die so genannte sozialistische durch eine kapitalistische Wirtschaftsweise ersetzt (S. 326). Diese grundsätzlichen Veränderungen führten zu krisenhaften wirtschaftlichen Umstrukturierungen, die eine gesellschaftliche Spaltung in Arm und Reich nach sich zog. Die miserable wirtschaftliche Situation wurde auch nach weiteren Reformen für breite Bevölkerungsschichten nicht deutlich besser. Die gesellschaftliche Mittelschicht bildet sich erst allmählich aus. So scheint die Sehnsucht nach sowjetischen Verhältnissen erklärlich zu sein. Dieser ökonomischen Gesamtsituation folgend ist die Migration der Russlanddeutschen als Teil der Binnenmigration allgemein in der GUS sowie Russland und Kasachstan verstehbar. Hier schließt sich auch der Wandel von Werten und Normen in den Jahren nach 1980 an. Das Leitbild des 'Sowjetmenschen' und das Primat des Kollektivinteresses traten in den Hintergrund. Das diktatorische Regime der Sowjetzeit bewirkte Angst und Unsicherheit. Die Strategie des 'Doppeldenkens' hinterließ Menschen, die Konflikte nicht offen austragen und in ihre Fähigkeiten und Eigeninitiative mangelndes Zutrauen empfinden (S. 329).

Dem sozialen Abstieg der Intelligenz steht der Aufstieg so genannter neuer Russen gegenüber (S. 327). Der ökonomischen Situation folgend hat die Kriminalität verschiedene Formen angenommen. Dazu werden Umweltschäden zunehmend wahrgenommen. Sie stellen mit der schlechten medizinischen Versorgung ein Gesundheitsrisiko dar (S. 328). Obwohl die Unterschiede zwischen größeren Städten und ländlichen Ortschaften bestehen blieben, so machte die ökonomische Situation doch ein Leben auf dem Lande oder zumindest mit einem Garten wesentlich attraktiver. Die Situation der Religion änderte sich im Lande zugunsten der Russisch-Orthodoxen Kirche. Hier wurde mit dem Staat ein „aus verfassungsrechtlicher Sicht bedenkliches“ neues Bündnis geschlossen (S. 327). Obwohl die Kasachen traditionell dem Islam sunnitischer Richtung angehören, ist die Sorge westlicher Beobachter, es könnte zu religiösen Verfolgungen kommen, nicht eingetreten (S. 328). Die Nationalitätenpolitik schließt sich an die rechtliche Situation der sowjetischen Bestimmungen an. Die Titularnationen nehmen jedoch in ihrer Funktion eine Vorrangstellung in der Formierungsphase der Nationen ein (S. 329).

In diesem Gesamtbild fehlen nur wenige Aspekte, wenngleich diese gerade in der Alltagserfahrung der Aufnahmegesellschaft einen wichtigen Platz einnehmen. Dazu gehören die Familiensituation und das Selbstbild der Geschlechter, die Schulsituation und die Sprachsituation. Neben den allgemeinen Tendenzen ist auch nicht die Individualität bei der Entwicklung des Einzelnen zu vernachlässigen. Vorliegendes Buch ist empfehlenswert, beispielsweise zur Einarbeitung in die behandelten Themen.

Jena

KATHRIN PÖGE-ALDER

MANFRED BIERWISCH (Hrsg.): Die Rolle der Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen. Berlin: Akademie Verlag 2003, 174 S. (Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, Berichte und Abhandlungen, Sonderband 9).

Der seit Jahren herrschende Mangel an Arbeit – oder genauer an Arbeitsplätzen – macht deutlich, wie wichtig in den westlichen Industriegesellschaften das Eingebundensein in den Wirtschaftsprozess durch Arbeit für die individuelle Identitätsbildung der Menschen einerseits und als Voraussetzung für den sozialen Frieden andererseits ist. Der hier anzuzeigende Band liefert Einblick in das Verständnis von Arbeit in verschiedenen Epochen und Kulturen, wodurch sich für die Leser der Arbeitsbegriff unserer Zeit und unseres Kulturkreises schärfer konturiert. Die sieben Beiträge haben Mitglieder der Geisteswissenschaftlichen und der Sozialwissenschaftlichen Klasse der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften verfasst, wobei es sich nicht durchweg um Spezialisten auf diesem Gebiet handelt. Vielmehr ging es – wie Manfred Bierwisch in seinen „Einleitenden Bemerkungen“ mitteilt –, um den Versuch eines „Überblicksverständnisses, das im Vergleich und Kontrast der Zusammenhänge das oft Überraschende der Unterschiede, aber auch der unerwarteten Gemeinsamkeiten greifbar macht“. Weiterhin steckt Bierwisch in seinem Beitrag das wort- und begriffsgeschichtliche Feld des deutschen Wortes „Arbeit“ im Vergleich mit und in Abgrenzung zu Ausdrücken ähnlichen Inhalts anderer Sprachen und Sprachstufen ab, wobei er die lange Zeit geltende negative Konnotation von Arbeit als Last und Mühe herausstellt.

Christian Meier geht in einem im Vergleich zur Länge der anderen Beiträge sehr ausführlichen Aufsatz den „Griechischen Arbeitsauffassungen in archaischer und klassischer Zeit“ nach. Auch bei den antiken Griechen war Arbeit negativ besetzt, da jemand, der es nötig hatte zu arbeiten, nicht dem Idealbild eines Bürgers entsprach, der ausreichend Muße haben sollte, sich dem politischen Leben zu widmen. Das führte dazu, dass Arbeit sozial definiert wurde und Tätigkeiten der Oberschicht, die durchaus auch den Lebensunterhalt sichern halfen, gar nicht als Arbeit verstanden wurden und sowohl körperliche als auch nicht selbständige Arbeit im Adel verpönt waren.

Jürgen Kocka behandelt in einem knappen Abriss „Arbeit als Problem der europäischen Geschichte“. Nach einer kurzen Charakterisierung des Forschungsfeldes als trotz zahlreicher Studien zu bestimmten Aspekten überraschend wenig klar konturiert, geht er in einem wahren Parforceritt durch die europäische Geschichte der Entwicklung des Arbeitsbegriffs von der Antike über das Mittelalter (Einfluss des Christentums) und die (Frühe) Neuzeit (u. a. Einfluss der Aufklärung) nach, um schließlich etwas ausführlicher auf die Auswirkungen der Industrialisierung und ihre besondere Bedeutung für die Formung unseres heutigen Arbeitsverständnisses einzugehen. Der lesenswerte und für einen Einstieg in die Thematik sehr zu empfehlende Beitrag endet mit einem Ausblick auf unsere immer mehr von Globalisierung und „Turbokapitalismus“ geprägte Gegenwart.

Ebenfalls sehr knapp gehalten ist der Beitrag *Klaus Zernacks* über „Arbeit in Rußland“. Die gesonderte Behandlung Russlands erklärt sich aus gravierenden Unterschieden zum restlichen Europa: So hatte dort – u. a. begünstigt durch die vor allem auf das Jenseits gerichteten Glaubensvorstellungen der russisch-orthodoxen Kirche – die Leibeigenschaft der bäuerlichen Landbevölkerung nicht nur eine besonders scharfe Ausprägung, sondern auch ausgesprochen lange Bestand, was letztlich zur Oktoberrevolution 1917 und Gründung der Sowjetunion führte. Diese bildete unter Stalin dann einen mit Ehre, Ruhm und Heldentum konnotierten Arbeitsbegriff aus.

Der Beitrag von *Rudolf G. Wagner* über „The concept of Work/Labor/Arbeit in the Chinese world“ umkreist sein Thema mangels Vorstudien in vier Abschnitten, die schlaglichtartig nachzeichnen, wie westliche Arbeitsvorstellungen in China Einzug hielten und adaptiert wurden. U.a. geht es um die Entwicklung des Arbeitsbegriffs in der offiziellen Sichtweise der Volksrepublik China – und dabei besonders um das Verhältnis und die Wertung von körperlicher und geistiger Arbeit – anhand von Lexikon- und Handbuchartikeln. Unverständlich ist, warum dieser Beitrag – obwohl er von einem deutschsprachigen Autor stammt – als einziger in Englisch verfasst ist.

Einem weiteren Kulturkreis widmet sich *Ulrich Haarmann*, indem er den Begriff der „Arbeit im Islam“ vorstellt. Dieser erscheint je nach Glaubensgruppe gar nicht so einheitlich und hat im Laufe der Jahrhunderte auch unterschiedliche Gewichtungen und Ausformungen erfahren. Generell ist der Islam aber der Arbeit gegenüber sehr positiv eingestellt und versteht sie als gottgewollte Pflicht, gar als Gottesdienst.

Der letzte Beitrag von *Georg Elwert* „Über Arbeit in einer afrikanischen Gesellschaft“ zeigt anhand der *Ayizo*-Bauern im westafrikanischen Benin auf, wie unterschiedlich zu unseren westlichen Vorstellungen andersorts Arbeit aufgefasst wird. So ordnen die *Ayizo* zum Beispiel verschiedenen Altersklassen bestimmte Arbeitsformen zu, was sie äußerst flexibel auf die jeweiligen Arbeitsmöglichkeiten reagieren lässt. Ob eine solche „Lebenszyklus-Ordnung“, nach der sich die Arbeit entsprechend der sich im Verlaufe des Alterns ändernden Fähigkeiten richtet, tatsächlich – wie von Elwert postuliert – ein nachahmenswertes Modell für die westliche Arbeitswelt ist, mag fraglich erscheinen. Doch gelingt es besonders Elwert in seinem Beitrag, unter Zugrundelegung seiner ethnologisch-vergleichenden Sicht verschiedene Eigenheiten des westlichen Arbeitsverständnisses in ungewohntem Licht oder überhaupt zu sehen.

Kurze Viten der Autoren schließen den sorgfältig redigierten Band ab, der sein Ziel erreicht, „Arbeit“ als kulturell gebundenes und einer geschichtlichen Entwicklung unterliegendes Konzept zu verstehen.

Bad Sobernheim

MICHAEL SCHIMEK

SIEGFRIED EPPERLEIN: *Bäuerliches Leben im Mittelalter. Schriftquellen und Bildzeugnisse.* Köln u. a.: Böhlau 2003, 358 S., 104 Schwarzweißabb.

Seinem, wie vorweggenommen werden darf, durchaus eingelösten Anspruch nach ist das Buch keine bloße Textsammlung, sondern ein durch Kommentare und Interpretationen wesentliche Zusammenhänge verdeutlichendes Quellenwerk. Gegliedert ist das Werk in drei Abschnitte: Der erste Teil, der über die bäuerliche Arbeit handelt, enthält z. B. Kapitel über die Abhängigkeit vom Wetter, Feldarbeiten, bäuerliche Abgaben, Viehhaltung, Waldnutzung und den Einfluss kriegerischer Auseinandersetzungen auf die bäuerliche Wirtschaft. Der zweite, mit „Alltag im Bauernhaus“ überschriebene

Abschnitt erstreckt sich über Wohnen und Nahrung bis zu Hochzeit, Ehe und Familie. Ein dritter Abschnitt ist schließlich dem Bild vom Bauern im mittelalterlichen Schrifttum gewidmet. Räumlich erstreckt sich die Sammlung auf das Gebiet der heutigen deutschsprachigen Länder; der zeitliche Rahmen reicht vom Frühmittelalter bis zum beginnenden 16. Jahrhundert, wobei der Schwerpunkt, durch die Masse der überlieferten Quellen bedingt, auf dem hohen und späten Mittelalter liegt. Die Quellen, deren Abdruck den Ausgaben bekannterer und unbekannter Texte folgt, sind durchweg in neuhochdeutscher Sprache wiedergegeben.

Die Sammlung wurde nicht nur mit Fleiß, sondern auch mit großer Kenntnis des Themas und seiner Quellen zusammengestellt. Ihr kam zugute, dass der Verfasser seit mehr als vier Jahrzehnten über bäuerliches Leben im Mittelalter forscht und publiziert. Nicht zuletzt profitiert die Sammlung davon, dass der Begriff der historischen Quellen in den letzten Jahrzehnten weiter gefasst worden ist. So sind in großem Maße erzählende Literatur und geistliche Texte zitiert. Gleichfalls herangezogen sind Bildzeugnisse, die nicht lediglich als Illustrationen eingesetzt, sondern umsichtig erläutert und dadurch erst als Quellen erschlossen werden. Bisweilen scheinen fiktionale Texte oder solche mit uneigentlichen Aussagen jedoch etwas zu wörtlich genommen zu sein. Dieser Schluss liegt zumindest nahe, wenn die Rolle eines Ritters in einem Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts als Selbstaussage des Adels genommen wird (S. 165) oder wenn der Verfasser in einer drastisch verunglimpfenden Bauernhochzeits-Schilderung, die ihrem Quellenwert nach allenfalls zu den weiter unten im Band zitierten Bauernschelten gepasst hätte, einen lebensvollen Eindruck ausmacht (S. 211–222).

An mehreren Stellen weist der Autor darauf hin, dass Vorschriften in dörflichen Weistümern bisweilen auf humorvolle Weise ausgedrückt sind. Da entsprechende Bemerkungen bei einigen Quellen, die auf das Geschlechtsleben Bezug nehmen, fehlen, wird hoffentlich kein kurioser Eindruck vom Mittelalter entstehen. So z. B., wenn es in einem jüngeren Zusatz zu einem undatierten Weistum aus Österreich dem Gerichtsboten anheimgestellt wird, unter bestimmten Umständen die Frau eines Mannes, der dem Gerichtstag unentschuldig fernbleibt, zu beschlafen (S. 95), oder wenn in einem wohl im 16. Jahrhundert niedergeschriebenen Weistum aus Hattingen (Westfalen) ein zeugungsunfähiger Mann seine Frau zum Nachbarn oder zur Kirmes schicken soll, um Abhilfe zu schaffen (S. 235). Gleiches gilt für ein 1543 datiertes Weistum aus der Umgebung Zürichs, an dessen Wiedergabe der Verfasser Mutmaßungen über die Verbreitung des *ius primae noctis* anschließt: Der Bräutigam, so heißt es in der Vorschrift, soll zu seiner Hochzeit auch den Meier und seine Frau einladen, und wenn die Hochzeitsfeier vorbei ist, soll er den Meier zu seinem Weibe lassen oder es auslösen (S. 210). Hier dürfte es sich kaum um ein tatsächliches Herrenrecht als vielmehr um eine bildhafte und nachdrückliche Forderung finanzieller Abgaben handeln. Die Form, in der diese Forderung vorgebracht wird, mag westeuropäischen Traditionen entlehnt worden sein, doch hat ein eigentliches Herrenrecht der ersten Nacht zumindest in Mitteleuropa wohl niemals existiert.

Gesellschaftliche und landwirtschaftliche Entwicklungen werden in den Kapiteleinleitungen und Quellenkommentaren immer wieder angesprochen. Dies ist nicht zuletzt deshalb nötig, weil die deutlichen und ausdrücklichen Hinweise auf den Wandel einen Nachteil des angewandten Gliederungsprinzips auszugleichen haben: Da die Quellen ausschließlich thematisch geordnet sind, innerhalb der Kapitel aber zeitlich vorwärts und zurück gesprungen wird, entstünde sonst ein homogenes Bild vom Mittelalter. Ansätze zur regionalen Differenzierung finden sich am ehesten noch in der Einleitung zum zweiten Teil, in welcher der Verfasser auf verschiedene Typen des Bauernhauses

eingeht und darauf hinweist, dass literarischer Spott über die angebliche Putzsucht der Bauern ausschließlich aus dem süddeutsch-österreichischen Raum belegt ist. Das Phänomen der Ostsiedlung wird im Rahmen des hochmittelalterlichen Landesausbaus nur sehr knapp am Rande erwähnt; weitgehend unberücksichtigt bleiben landschaftliche Besonderheiten, wie das bäuerliche Leben in den nordwestdeutschen Marschen. Ihre eingehende Behandlung hätte wohl auch leicht den Rahmen der Darstellung gesprengt.

Die wenigen vorgebrachten kritischen Bemerkungen zu einigen Texten mögen dem Gesamteindruck des Werkes keinen Abbruch tun, denn mit dem Band wurde ein materialreiches, als Lektüre empfehlenswertes Quellen-Lesebuch vorgelegt, das dem Leser vielschichtige Einblicke in das bäuerliche Leben des Mittelalters eröffnet.

Itzehoe

THOMAS SCHÜRMAN

ARNOLD ANGENENDT: Grundformen der Frömmigkeit im Mittelalter. München: Oldenbourg 2003, 154 S. (Enzyklopädie Deutscher Geschichte, 68).

Der vorliegende 68. Band der Enzyklopädie Deutscher Geschichte setzt sich mit den Grundformen der Frömmigkeit im Mittelalter auseinander und will einen ersten Zugang zu diesem Thema bieten – keine umfassende Gesamtdarstellung. In konzentrierter Form wird dem „Benutzer – Fachhistoriker, Studenten, Geschichtslehrer, Vertreter benachbarter Disziplinen und interessierten Laien“ (Vorwort) der aktuelle Stand der Forschung in diesem Bereich vorgestellt. Darüber hinaus informiert die Reihe konzeptionsgemäß aber auch über die Entwicklung der Forschung, den sich verändernden Blickwinkel und neue Forschungsansätze. Dem Gesamtwerk verpflichtet (es ist auf 100 Bände angelegt, von denen seit 1988 bereits 72 erschienen sind), gliedert sich der Inhalt dieses Buches nach einem vorgegebenen Aufbau. Dies begrenzt einerseits die inhaltliche Darstellung, verpflichtet andererseits aber auch zu einer dichten Zusammenstellung der zentralen Aspekte. Den Lesern wird somit nur das Wichtigste dargeboten und eine schnelle Übersicht zu einem komplexen Thema ermöglicht.

Aufgeteilt ist der vorliegende Band zunächst, dem Prinzip dieser Reihe folgend, in einen enzyklopädischen Überblicksteil und einen zweiten Abschnitt „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“. Der Überblicksteil untergliedert sich weiter in „Ausgang und Geschichte“ der christlichen Religion und „Elemente mittelalterlicher Religiosität“. Nach diesem ersten Drittel des Bandes folgt die Zusammenstellung der „Grundprobleme und Tendenzen der Forschung“ (S. 53), die sich in zwei Bereiche gliedert. Zunächst werden die „Früheren und gegenwärtigen Tendenzen“ dargestellt, die sich wiederum aus vier Perioden zusammensetzen. Angenendt zeichnet die Entwicklung von einer im 19. Jahrhundert eher romantisch und ‚deutsch‘ geprägten Betrachtung der Geschichtsschreibung des Mittelalters bis zu den aktuellsten Forschungsansätzen nach. Einige Aspekte seien hier kurz skizziert: Im 19. Jahrhundert wurden vor allem zwei Sichtweisen auf das Mittelalter projiziert, zum einen die „Hinwendung zu Staat, Macht und Nation“ (S. 53), und zum anderen „die Absetzung von allem Welschen und Romanisch-Römischen“ (S. 54). Eine Zäsur lässt sich zu Beginn des 20. Jahrhunderts mit der Wende zur Kulturgeschichte feststellen. Die Zwischenkriegszeit war zunächst wieder geprägt von Tendenzen zur Verengung des Blickwinkels, Ablehnung der Historisierung und damit Eingrenzung der Theologie. In den 60er Jahren kamen aus der sowjetischen Besatzungszone sozialistische Impulse; der Blick in die Vergangenheit sollte sich nun verstärkt auf die Gesellschaft und das alltägliche Leben richten und nicht nur auf die Mächtigen. Religion wurde als Herrschaftsinstrument betrachtet, bis durch Max Weber

die „Theorie von der Religion als einer besonderen Sozial- und Zivilisationskraft neu entdeckt wurde“ (S. 64). In der Vielfalt der neueren Forschungsansätze zeichnen sich aktuelle Leitfragen ab (Demokratie, Emanzipation, Internationalität): „Damit schließt sich wieder der hermeneutische Zirkel vom Jetzt zum Einst. Denn genau besehen sind hier die Katastrophen des 20. und die Globalisierung des 21. Jahrhunderts präsent“ (S. 66). Als besondere Einflüsse von außen seien noch die französische Mentalitätsforschung oder die vor allem aus dem Angelsächsischen stammenden Anstöße zur Frauen- und Genderforschung zu nennen.

Der zweite Teil des Forschungsüberblicks konzentriert sich auf religionsgeschichtliche Aspekte des Mittelalters. Neben den ersten Ansätzen in Kirchen- und Profangeschichte (Religionswissenschaft in Deutschland gibt es spätestens seit 1900) und Grundzügen der Forschung werden Einzelprojekte dargestellt. Der Abschnitt über Grundzüge ist geprägt von teilweise konträren Begriffspaaren, denn viele „Grundprobleme und Zentralereignisse des Mittelalters“ (S. 75) resultieren aus dem Zusammenstoß verschiedener Religionsvorstellungen. Angenehm stellt das Konfliktpotential dar, das sich aus den differierenden europäischen Religionsvorstellungen ergeben hat. Hier stießen die indigenen Religionen (der Kelten, Germanen und Slawen) auf das spiritualisierte Christentum. In diesen Abschnitt gehört beispielsweise das Gegenüber von germanischem Gentilismus und christlichem Universalismus, wobei dieser Universalismus einerseits Europa religiös einte, andererseits aber auch Abweichler streng verfolgte (S. 80 ff.). Der Autor stellt unterschiedliche Forschungszweige und deren maßgebliche Bearbeiter in Einzelprojekten vor, dazu gehören u. a. der Bereich der Heiligenviten und -verehrung, die Mystik, weiter auch die Bußbuchforschung und Reliquienverehrung. Auf den letzten knapp 40 Seiten folgen das Quellen- und Literaturverzeichnis mit über 320 Werkangaben, die nach Themen zusammengestellt sind. Neben einem Personen-, Orts- und Sachregister wird der Band noch durch weitere Übersichten vervollständigt, so z. B. durch ein Abkürzungsverzeichnis der biblischen Bücher in Deutsch und Latein und die schematische Darstellung des Ablaufs einer Messfeier. Vorteilhaft für eine schnelle Übersicht sind die Marginalien am Rand des Fließtextes. Sie ermöglichen einen raschen Zugriff auf bestimmte Inhalte.

Nicht nur bei den Einzelprojekten, sondern bei der Gesamtdurchsicht des vorliegenden Buches fällt auf, dass zahlreiche Forschungsansätze aus Nachbardisziplinen der Kirchengeschichte stammen, so der Profan- und Kunstgeschichte, Volkskunde, Germanistik etc. Dies hebt die Interdisziplinarität hervor, die man sich verstärkt in allen Bereichen der Forschung wünscht. Die gelungene Darstellung des Themas im enzyklopädischen Überblick und in Querschnitten durch die Forschung wird durch die bereits erschienene zweite durchgesehene Auflage (August 2004) des Bandes nochmals betont. Weitere Bände der Reihe kommen dem möglicherweise auftretenden Wunsch nach, einige Themen weiter zu vertiefen: Michael Borgolte: *Die mittelalterliche Kirche* (1992); Wilfried Hartmann: *Der Investiturstreit* (2. Aufl., 1996); noch nicht erschienen sind Heribert Müller: *Die kirchliche Krise des Spätmittelalters* und N.N.: *Religiöse Bewegungen im Mittelalter*.

Freiburg i. Br.

SANDRA WITTE

CHIARA FRUGONI: Das Mittelalter auf der Nase. Brillen, Bücher, Bankgeschäfte und andere Erfindungen des Mittelalters. München: Beck 2003, 200 S., 91 Farb- und 9 Schwarzweißabb.

Die Menschen des so genannten Mittelalters (die Zeit etwa zwischen dem 5. und dem ausgehenden 16. Jahrhundert – die Abgrenzung zu Antike und Früher Neuzeit ist kontrovers) waren sich nicht bewusst, in einer 'mittleren Zeit' zu leben. Diese Epochenbezeichnung wird erst seit der Mitte des 18. Jahrhunderts verwendet und leitet sich aus dem lateinischen *medium aevum* ab, das seit dem 15. Jahrhundert belegt ist. Die Gelehrten jener Zeit schufen den Begriff (lediglich auf Sprache und Literatur bezogen), um den Zeitraum zwischen ihnen selbst – die auf eine Renaissance der antiken Geisteswelt hinielen – und ihren antiken Vorbildern als eine kümmerliche Epoche zu charakterisieren, eben als das 'dunkle Mittelalter'.

Dass diese Zeit jedoch eine Vielzahl von Erfindungen, Errungenschaften und Entdeckungen hervorgebracht hat, die wir heute selbstverständlich verwenden, macht Chiara Frugoni zum Inhalt ihres vorliegenden Buches. Dabei geht es ihr nicht um eine vollständige Darstellung, sondern sie begnügt sich mit ausgewählten Exempeln aus unterschiedlichen Bereichen des mittelalterlichen Alltags.

In den ersten Kapiteln ihrer Arbeit schaut sie sich im Zimmer eines Gelehrten um, und führt zahlreiche Beispiele aus dem Bereich „Lesen und Rechnen“ an. Dazu gehört die Erfindung der Brille, deren Entwicklung vom „Instrument des Kirchenmannes [...] zum Werkzeug des Händlers“ (S. 29) Frugoni nachzeichnet. Die Lesehilfe wurde zunächst als Zwicker ohne Bügel auf der Nase getragen und war den Männern vorbehalten. Eine Ausnahme ist auf einer Darstellung der hl. Odilia, der Schutzpatronin der Augen, zu sehen, welche die Autorin diesem Abschnitt beifügt. Weitere Neuerungen, die häusliche Tätigkeiten angenehmer gestalteten, waren Glasfenster und Kamine in Wohngebäuden. Die uns heute selbstverständlichen arabischen Ziffern, die Zeitrechnung, die Buchhaltung sowie die Papierherstellung und die Verwendung von Wasserzeichen sind allesamt Errungenschaften des Mittelalters.

Ein „Buntes Allerlei“ verspricht das folgende Kapitel, in dem die Leser etwas über die Einführung von Spielkarten und interessante Details zum Schachspiel, dem damaligen Zeitvertreib der gebildeten Personen, erfahren. So war der deutsche 'Läufer' ursprünglich im Orient ein Elefant, und die Bewegung der Bauern im Spiel (Mann gegen Mann) spiegelt „die Kampfart der Feudalzeit wider“ (S. 89). Dem Mittelalter verdanken wir auch die Einführung der Räderuhr Ende des 13. Jahrhunderts und damit einer Zeit, die sich aus – zumindest theoretisch – gleich langen Stunden zusammensetzte. Zuvor war die Stundenlänge abhängig von der Jahreszeit, wobei sie im Winter kürzer und im Sommer länger war.

Aus einem beliebigen mittelalterlichen Haushalt kommen die Beispiele zum Thema „An- und Auskleiden“. So stehen hier Knöpfe (zunächst pure Dekoration), Beinkleider und Strümpfe im Zentrum des Interesses. Die Tischsitte, mit Messer *und* Gabel zu essen, verdanken wir ebenso dem Mittelalter wie die Nudel und die Wind- und Wassermühlen. Warum Steigbügel und Hufeisen wichtige Neuerungen in der Kriegsführung waren, darüber informiert das 5. Kapitel. Im letzten Abschnitt zeigt Frugoni unter anderem, wie sich aus dem Bischof von Myra der amerikanische Santa Claus entwickelt hat.

Trotz dieses inhaltlichen Überblicks bleibt noch vieles für die Leser zu entdecken. Die Epoche des Mittelalters vermag nicht jeden zu faszinieren, denn bei der Erwähnung

des 'dunklen Mittelalters' wird oftmals (fälschlicherweise!) lediglich an Hexenverfolgungen gedacht. Die vorliegende Arbeit belehrt aber die, die es noch nicht wissen, eines Besseren und das auf informative und unterhaltsame Art und Weise. Das mag auch daran liegen, dass wir es hier gerade nicht mit einer systematischen wissenschaftlichen Abhandlung über alle Erfindungen der ca. 1000-jährigen Epoche des Mittelalters zu tun haben, sondern mit einer individuellen Würdigung ausgewählter Beispiele.

Bereits beim Durchblättern fällt die ansprechende Gestaltung des Buches auf, denn 100 Abbildungen, davon 91 in Farbe, machen es zu einem wirklichen Schmuckstück. Interessante Details der Bilder werden oftmals in Ausschnittvergrößerungen der Gesamtabbildung zusätzlich beigegeben, um das im Interesse stehende Objekt deutlich hervorzuheben und so genauer betrachten zu können.

Dabei versteht es Frugoni, die beiden Quellen Text und Bild zu kombinieren und aus diesen unterschiedlichen Medien einander ergänzende Auskünfte zu erzielen. Obwohl das Mittelalter im 15. Jahrhundert den Buchdruck hervorgebracht hat, war diese Epoche lange Zeit geprägt durch die Mündlichkeit, nur eine geringe Zahl der Menschen konnte lesen und schreiben. Das Bild als Medium der Informationsvermittlung im Mittelalter war daher von enormer Bedeutung und ist es für die heutige Zeit als Überlieferungszeugnis. Chiara Frugoni hat „den schon im Mittelalter entwickelten mehrdimensionalen Blick auf die Welt in den Wissenschaftsbegriff der Gegenwart überführt“ (S. 165), so Norbert H. Ott anerkennend in seinem Nachwort. Diesem mehrdimensionalen Blick auf das Mittelalter können die interessierten Leser im vorliegenden Buch folgen und sich vielleicht von so mancher aufschlussreichen Entdeckung überraschen lassen.

Freiburg i.Br.

SANDRA WITTE

MICHAEL NORTH: Genuss und Glück des Lebens. Kulturkonsum im Zeitalter der Aufklärung. Köln u. a.: Böhlau 2003, 306 S., 22 Abb.

In neun thematisch gegliederten Kapiteln – Bücher und Lektüre, Reisekultur, Kleidermode, Wohnkultur, Gärten, Kunst, Musik, Theater und Genussmittel – beschreibt North, Professor für Geschichte in Greifswald, das kulturelle Leben des 18. Jahrhunderts als Wachstumsmarkt. Sehr anschaulich wird beschrieben, wie die verschiedenen Bereiche der Kultur einer zahlungskräftigen Kundschaft erschlossen wurden und gesamteuropäische Trends die deutschen Territorien erreichten. In jenem Jahrhundert gelangten Kennerchaft und Liebhaberei in praktisch allen Bereichen der Kultur zu einer Blüte. Charakteristisch für eine vom Verfasser herausgestellte, sich entwickelnde kulturelle Identität, die sich von der im 19. Jahrhundert vorherrschenden deutlich unterscheidet, ist, dass an ihr sowohl Adlige als auch vermögende Bürgerliche teilhatten.

Deutlich nachvollziehbar wird der Wandel des Geschmacks z. B. im Abschnitt über Kunst und Kunsthandel: Niederländische Malerei fand sowohl bei Adligen als auch bei Bürgerlichen einen deutlich zunehmenden Anklang. Freilich ist die Feststellung gemeinsamer Geschmackspräferenzen hier wie in anderen Bereichen der Kultur nicht dahingehend misszuverstehen, dass die Standesschranken an Bedeutung verloren. Das Kapitel über Mode und Kleiderluxus bietet hauptsächlich eine auf das „Journal des Luxus und der Moden“ gestützte Diskursgeschichte, die um Angaben aus Vermögensverzeichnissen ergänzt wird. Hier wie im anschließenden Kapitel über die Wohnkultur

bezieht North Ergebnisse der volkskundlichen Inventarforschung ein. Freilich könnte die Volkskunde dabei inzwischen auch einiges an Quellenkritik beitragen. Ein anderer interessanter Aspekt ist die vom Verfasser herausgestellte Nord-Süd-Gliederung, wie sie für die zweite Hälfte des 18. Jahrhunderts namentlich im Hinblick auf die Kleidung betont wird: Dominanz englischer Einflüsse in Norddeutschland, während sich im Süden französische Vorbilder hielten. Parallelen zu diesem Befund ließen sich beispielsweise auch durch die volkskundliche Nahrungsforschung beibringen. Über das Thema des expandierenden kulturellen Marktes hinaus gewährt das ansprechend geschriebene Buch einen lebendigen Einblick in das kulturelle Leben des 18. Jahrhunderts und seinen Wandel innerhalb der oberen Gesellschaftsschichten.

Itzehoe

THOMAS SCHÜRMAN

ALFRED MESSERLI/ADOLF MUSCHG (Hrsg.): Schreibsucht. Autobiografische Schriften des Pietisten Ulrich Bräker (1735–1798). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004, 200 S., 6 Schwarzweißabb. (Arbeiten zur Geschichte des Pietismus, 44).

Warum sollen sich Volkskundlerinnen und Volkskundler für das angezeigte Buch interessieren, welches das Phänomen des vielbesprochenen 'Armen Mannes aus dem Toggenburg' aufs Neue zu ergründen sucht und zu diesem Zweck neun Studien versammelt? Inwiefern sind die dreiundsechzig Jahre Lebenszeit des Geißhirten, Kleinbauern, Salpetersieders, Webers, Garnhändlers Ulrich Bräker aus dem Thurtal im Kanton Sankt Gallen, die er seit 1770 auf rund dreitausend Seiten beschrieben und überdacht hat (und die inzwischen vorzüglich ediert vorliegen), auch für Heutige von Belang?

Zunächst einmal kann man sich kaum eine farbige Einführung in die Lebenszusammenhänge des 'gemeinen Mannes' im 18. Jahrhundert vorstellen, als sie uns Bräker dartut (verdolmetscht und gedeutet durch die Beiträger des Sammelbandes): Es erscheint (schreibt *Andreas Bürgi* auf S. 126) „das Bild einer aus allen Fugen geratenen Gesellschaft“, „eine Welt voller Grausamkeiten und Verrücktheiten“. Zum andern aber ist es die Originalität Bräkers – also eben gerade das, was ihn abhebt von seinen Klasesengenossen, was ihn auch durchaus in Reibung zu seiner Umwelt bringt –, welche die an sich so tonlose Melodie (wenn man so sagen darf) dieses Lebens (und dieser Leben) zum Schwingen bringt; und Originalität heißt: Lesen, Denken, Schreiben – und immer wieder Schreiben. Wenn sich also Bräker, seinen stark religiös geprägten Kinderjahren gemäß, als „denkender *Pilger*“ vorstellt, der im Tagebuch sein Leben als Pilgerreise kostümiert (vgl. S. 77; *Bettina Volz-Tobler* hebt diesen Gestus hervor), so ist, ganz gegen seither gebräuchliche Lesarten, der Hinweis auf das *Denken* zu unterstreichen, der auf Anhieb – indem er an Kants Aufruf 'Habe Mut dich deines eigenen Verstandes zu bedienen!', 1783, erinnert – deutlich macht, dass der „gern schreibende Erdensohn“ (zit. ebd.) nicht einen der hinteren Weltwinkel bewohnt; oder anders gesagt: auch in das hinterste Toggenburg bricht das Neue hinein.

Bräker ist also der äußerlich arme, sich innerlich aber unaufhörlich bereichernde Mann, der aus der alten Kultur in die neue aufbricht. Welchen Antrieben dieser aufregende Prozess folgt (etwa der grässlichen Erfahrung der Schlacht, in deren Verlauf der preußische Soldat Br. desertiert mit der Begründung: „Was gehen mich eure Kriege an“, *Jürgen Kloosterhuis* zitiert das Wort S. 138), legen die Teilstudien auf feine Weise dar: Sie schildern die „schreibende Revolte“ (*Klaus-Detlef Müller*, S. 28), die oft genug gegen die böse „Stockfischhand“ (zitiert bei Alfred Messerli, S. 42) vonstatten geht. Am deutlichsten freilich, dritter Punkt, tritt das Neue in Bräkers Projekt der 'Selbstaufklä-

rung' hervor, das heißt: in seiner Emanzipation, die (wie Bettina Volz-Tobler auf überzeugende Weise darstellt), im Wesentlichen „Emanzipation aus einer ängstlichen und gedrückten Religiosität“ bedeutet (S. 74). Der 'arme Mann' vertraut auf Empirie und Vernunft; er zweifelt an der Auferstehung; die christliche Lehre einer ausgleichenden Gerechtigkeit im Jenseits, ja gar die These von der Allmacht Gottes wird ihm suspekt. Insofern ist es höchst verwunderlich, dass man Bräker als Pietisten bezeichnen kann (wer auch nur ein paar Seiten seiner Liebesgeschichten gelesen hat, muss sich über das kulturgeschichtlich absonderliche Fehlurteil wundern); und der besprochene Band zieht eine eigentümliche Spannung aus der Tatsache, dass der Buchtitel (aus editionsökonomischen Gründen?) diesen Aberglauben befördert, während die einzelnen Beiträge fast durchweg – auch explizit! – das Gegenteil zu erweisen suchen.

Andere Sammelbände schrecken nicht selten vom Original ab – dieser hier macht Lust aufs Original; denn manchmal, schreibt Bürgi (S. 125) über Bräkers Tagebuchnotizen, „brechen in die gleichförmigen Notate über den Alltag Geschichten ein, dass man sich nur die Augen reibt“. Doch auch die *Interpretationen* dieser Geschichten im Band „Schreibsucht“ haben es in sich, so dass es Leserinnen und Lesern gehen mag wie Adolf Muschg, der in seiner Einführung, die uns in die Materie regelrecht hineinreißt, notiert hat (S. 11): „Ich lese mit Spannung die Entdeckungen und Erfahrungen, die andere mit einer Schrift gemacht haben, die immer noch, nach zweihundert Jahren, wie frisch erzählt wirkt.“

Marburg an der Lahn

MARTIN SCHARFE

PETER ANDRASCHKE/HELMUT LOOS (Hrsg.): Ideen und Ideale. Johann Gottfried Herder in Ost und West. Freiburg i.Br.: Rombach 2002, 339 S. (Rombach Wissenschaften. Reihe Litterae, 103).

Man kann J. G. Herder (1744–1803) noch heute, nicht zuletzt in der Volkskunde, den „großen bekannten Unbekannten“ (J. Rau) nennen. In den bisherigen wissenschaftsgeschichtlichen Volkskunde-Darstellungen wird Herder durchweg nur kursorisch behandelt: Er begegnet vor allem im Bereich der frühen Volksliedforschung und als Begründer oder Anreger romantischer Auffassungen über „Volk“ und „Volksgeist“. Neuerdings sind vereinzelt philosophische Aspekte – Herders „Anthropologie“ (A. Hartmann) und seine „Kulturtheorie“ (M. Scharfe) – etwas stärker in eine fachgeschichtliche Perspektive gerückt worden. Ferner gibt es schmale Abrisse mit kritischen Überlegungen zur Herder-Rezeption im Fach. Doch dem gewichtigen kulturwissenschaftlichen Anregungspotential dieses vielseitigen Ideengebers insgesamt, welches die gegenwärtige Phase volkskundlicher Selbstreflexion durchaus stimulieren könnte, ist bisher keine Abhandlung in zugleich umfassender und gründlicher Weise gerecht geworden. Das ist nun freilich in Gestalt von disziplinübergreifenden Sammelbänden, von denen in jüngerer Zeit etliche publiziert wurden und die wie der vorliegende eine mehr oder minder bunte Mischung von Einzelaufsätzen präsentieren, auch kaum zu erwarten.

Unter dem schön klingenden, aber wenig Konkretes besagenden, weder im Vorwort noch sonstwo thematisierten Titel „Ideen und Ideale“ dokumentiert dieser Band 18 Beiträge einer Tagung des Herder-Forschungsrates in Weimar von 2002, die einen „breiten interdisziplinären und zugleich internationalen Dialog“ anstrebte. Es sind zur Hälfte Musikwissenschaftler und im Übrigen vor allem Germanisten sowie der Volkskundler Hinrich Siuts, deren Erörterungen sich – unter drei Stichworten („Grund-

züge“, „Musikalisches“, „Rezeption“) ziemlich grob geordnet – mit dem Werk Herders befassten. Einen regionalen Themenschwerpunkt bildet die Bedeutung Herders für die (Forschungs-)Geschichte des östlichen Mittel- und Südosteuropa. Hier schildern Wissenschaftler aus Slowenien, Tschechien, Rumänien und Litauen Entwicklungen in ihren Heimatländern.

Der volkscundlich interessierte Leser sei auf recht interessante Abhandlungen über „Herder im Lichte der Aufklärung“ (*K. Manger*), „Grundzüge der Ästhetik Herders“ (*H. D. Irmscher*) und „Herder-Feste im deutschen Musikleben bis 1903“ (*H. Loos*) sowie auf kritische Urteile über die häufig offenbar zu hoch eingeschätzte direkte Wirkung Herders in Südosteuropa hingewiesen (besonders *W. Kessler* relativiert sie bezüglich Kroaten und Serben). Insgesamt gesehen handelt es sich bei dieser Sammlung um die Aufarbeitung verschiedener Einzelthemen (z. B. zu Herders Philoktet, Vertonung von Herders Epigrammen, volkstümlichen Liedtexten Herders) und um eine eher referierende, positivistische Bilanzierung der Herder-Rezeption, die zwar hier und dort im Detail Unbekanntes bietet, wo jedoch für eine vertiefte kritische Aneignung des Herderschen Werks oder die Auseinandersetzung mit ihm kaum neue aufregende „Ideen und Ideale“ im Hinblick auf eine wünschenswerte Weiterführung der volkscundlich-kulturwissenschaftlichen Forschung hervortreten.

München

HELGE GERNDT

HERBERT MAY/ANDREA SCHILZ (Hrsg.): *Gasthäuser. Geschichte und Kultur*. Petersberg: Michael Imhof Verlag 2004, 348 S., Farb- und Schwarzweißabb. (Arbeit und Leben auf dem Lande, 9).

Der Begleitband zur Ausstellung „Gasthäuser“ entstand unter der Regie des Fränkischen Freilandmuseums Bad Windsheim. Dem Ausstellungsverbund gehören fünf Freilichtmuseen an (Bad Windsheim, Berlin-Dahlem, Cloppenburg, Kiekeberg, Kiel-Molfsee). Die 24 Beiträge spannen einen weiten Bogen der Geschichte und Kultur des Gasthauses, der von der Antike bis zum 20. Jahrhundert reicht. Sie decken den Raum von Schleswig-Holstein, Niedersachsen, Westfalen über das Rheinland bis nach Berlin und Oberbayern ab, wobei das Fränkische einen Schwerpunkt bildet. Die Aufsätze gliedern sich in einen kleineren chronologischen, entwicklungsgeschichtlichen sowie in einen größeren thematischen Teil (Haus und Raum – Nutzung und Funktion – Tradition und Moderne).

Das Thema Gasthaus ist im volkscundlichen Kanon fest verankert und bis heute vielfach bearbeitet – im Besonderen auch auf heimatkundlicher Ebene. Der vorliegende, reich bebilderte Band eröffnet durch seine überregionale Ausrichtung und vor allem durch die vieldimensionale inhaltliche Ausleuchtung über lange Zeiträume hinweg neue bzw. erweiterte kulturanthropologische Perspektiven: Das Gasthaus kristallisiert sich als alltagsgeschichtliche Schnittstelle gesellschaftlichen und kulturellen Wandels heraus. Wie durch ein Vergrößerungsglas zeichnen sich in den unterschiedlichen Funktionen und Rollen des Gasthauses in Stadt und Land grundlegende zivilisatorische Umbrüche zwischen traditionaler und moderner Zeit ab. Wir bekommen mehr oder minder „dichte Beschreibungen“ zur Mentalitäts-, Körper- und Geschlechtergeschichte, zu Nahrung und Hygiene – im Besonderen weitet das Gasthaus den Blick für die Dialektik von privatem und öffentlichem Leben, von wirtschaftlicher Entwicklung und Geselligkeitsformen, von Freizeitkultur und Architektur u. a. m.

Aufgrund der Vielfalt kann hier nur auf einzelne Beiträge näher eingegangen werden: Die Baugeschichte der Gasthäuser im Fränkischen (*Konrad Bedal*) wie auch im Westfälischen und Niedersächsischen (*Heinrich Stiewe*) beleuchtet nicht nur die Rolle der Gasthäuser für die Gestaltung des öffentlichen Raumes, sie verweist auch auf den sozialen Umgang der Gäste: das dichtgedrängte Sitzen am offenen Herdfeuer etwa im norddeutschen Hallenhaus des 17. Jahrhunderts beleuchtet die körperliche Seite von Sozialität in der vormodernen Gesellschaft. Das Aufkommen von Kegelbahnen im 19. Jahrhundert sowie die verstärkte Einrichtung von Tanzsälen signalisiert neue Bedürfnisse und Geselligkeitsformen der Industriegesellschaft (*Herbert May*). *Gunther Hirschfelder* betrachtet den Differenzierungsprozess der Gaststätten von der Frühen Neuzeit bis zum Beginn der Industrialisierung als Folge einer sich differenzierenden Gesellschaft und zeichnet das veränderte Verhältnis von Privatsphäre und öffentlichem Raum nach. Neben dem Vereinswesen bewirkt im 19. Jahrhundert der Fremdenverkehr einen grundlegenden Wandel der ländlichen und städtischen Gastronomie. *Simone Vossmann* untersucht den städtischen Ausflugstourismus auf das Land im Umfeld von Oldenburg – ein Phänomen der industrialisierten Freizeitgesellschaft mit der Erfindung des Landes als „Erholungsraum“. *Astrid Paulsen* geht dem Einfluss des frühen regionalen Fremdenverkehrs in der holsteinischen Schweiz nach, der die Entwicklung zum mondänen Hotel anstößt. *Hans-Jürgen Teuteberg* beleuchtet die Entwicklung der Restaurantkultur als Spiegel der Moderne. Eine Umfrage zum Tanzverhalten am Vorabend des Dritten Reiches für den Atlas der deutschen Volkskunde dokumentiert die harten Brüche zwischen älteren und jüngeren Generationen und stellt Fragen nach dem Zusammenhang von Raumerfahrung und Körperlichkeit.

Belletristische Einschübe sowie separate fotografische Impressionen zur Geselligkeit und zu zerfallenden Gasthäusern tragen zusammen mit dem analytischen Teil zu einem sehr runden, farbigen Gesamtbild des Bandes bei – eine Qualität, an der die museale Verortung des Projektes gewiss auch ihren Anteil hat.

Böblingen

HELGA HAGER

RENATE SCHLESIER/ULRIKE ZELLMANN (Hrsg.): Reisen über Grenzen. Kontakte und Konfrontationen, Maskerade und Mimikry. Münster u. a.: Waxmann 2003, 185 S., Schwarzweißabb.

Der vorliegende Band ist aus einem internationalen Symposium hervorgegangen, das vom 11.–13. Januar 2001 an der Universität Paderborn stattfand. Veranstaltet wurde es vom Graduiertenkolleg „Reiseliteratur und Kulturanthropologie“, das von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und vom Land Nordrhein-Westfalen gefördert wurde. Anhand von Fallbeispielen, die von der Antike bis zur Gegenwart reichen, sollen, so die erklärte Absicht der Herausgeberinnen, die Konstellationen, Praktiken und Reflexionen des Fremd- und Selbstverstehens von sowohl europäischen wie außereuropäischen Reisenden analysiert werden. In der Tat befassen sich die Beiträge mit einer Vielfalt von Themen, sie haben in der Regel literarische und – seltener – empirische Quellen zur Grundlage und berühren weit auseinanderliegende geographische wie kulturelle Felder in unterschiedlichen zeitlichen Konfigurationen. Dieser Facettenreichtum macht den Reiz des Bandes aus und begründet jedoch zugleich seine besondere Schwierigkeit, nämlich die Rückkoppelung der einzelnen Fälle zum Rahmenthema und zu den einleitenden Fragestellungen. Das knappe Vorwort reicht nicht aus, um die für das Rahmenthema kennzeichnenden Bezugslinien zwischen der durchaus produktiven Ver-

schiedenheit der Themen aufzuzeigen oder die zentralen Thesen zu bündeln. So bleibt jeder Beitrag letztlich ein Einzelfall, selbst wenn sich einige Autor/innen darum bemühen, ihre Darlegungen in Bezug zu den Leitfragen zu situieren. Die kulturanthropologische Dimension des Reisens steht bei allen im Vordergrund: Sei es durch das tatsächliche Überschreiten von geographisch-physikalischen Grenzen der vertrauten europäischen Welt und der sinnlichen Erfahrung der Anderen, sei es durch die fiktiven literarischen Reisen eines Svedenborg. Sie setzen sich durch die Begegnung mit Fremde mit der eigenen Welt, d. h. mit dem eigenen kulturellen Ich auseinander, mit unterschiedlichen Zielen und Folgen. Dies vollzieht sich je nach Art des Reisens, je nach Zeiträumen – Beispiele aus Renaissance sind mehrfach vertreten – durch ganz besondere Praktiken, literarische wie rhetorische Figuren und Diskurse.

Heike Behrend macht den Anfang mit ihrer Darstellung über die so genannten Likoni-Fotografen in Kenia und Uganda, die als einheimische Fotografen eine eigene Welt des Reisens für die einheimische Bevölkerung gestalten. Ihre Fotografien erzeugen durch Collage- und Assemblagetechniken und Inszenierungen imaginäre Orte des Reisens, indem sie westliche Tourismusallüren mit lokalem afrikanischen Tourismus vermischen und schließlich sogar durch das Aneinanderfügen von afrikanischen mit fremden Körpern auf den Fotos neue hybride Wesen erzeugen. Auf diese Weise nehmen die Afrikaner teil an der globalisierten Welt, indem sie diese zurückbinden in die lokale Dimension. Diese Fotos prägen zugleich die Konventionen des einheimischen Tourismus. Behrend interpretiert diese fiktive Bilderwelt als eine Rückgewinnung des Eigenen, mit der die Prozesse der Ausschließung und Enteignung rückgängig gemacht werden. Wie Behrend stellt auch *Michele Cometa* nicht nur literarische Quellen in den Vordergrund. So widmet sich Cometas Untersuchung den Auswirkungen der Architekturbedebatte des 19. Jahrhunderts auf die kulturelle Wahrnehmung des Orients und seiner Ästhetik. Der vor allem in Deutschland beliebte maurische Baustil führte zu einer intensiven Auseinandersetzung mit der orientalischen Baukunst und Kultur, zu neuen Reiserouten der Europäer nach Ägypten und Nordafrika und vor allem jedoch zu einer Neubestimmung bürgerlicher Subjektivität.

Verspricht der Titel „Meine Herren, das nennt man einen Hut. . .“. Kleidungsstrategien osmanischer Reisender in Europa“ von *Kader Kanuk* eine aufschlussreiche empirische Analyse, so wird der Leser in dieser Hinsicht zumindest enttäuscht. Anstatt das reichhaltige Quellenmaterial auszuloten, schreitet die Verfasserin analytisch den weiten imperialen und politischen Diskurshorizont des osmanischen Staates ab, um sich erst gegen Ende wieder mit der Empirie zu befassen. Ihre Hauptthese, dass Kleidungsstrategien der Verteidigung kultureller Differenz dienen, hätte eine differenzierte empirische Analyse erfordert. Zudem der Hut bei der europäischen Frau in ein vielschichtiges Konnotationsnetz eingebunden ist, das soziale Distinktion sowie räumliche Unterschiede (Stadt-Land) und auch religiöse Merkmale einschließt. Mit dem afrikanischen Fallbeispiel ist es jedoch der einzige Beitrag, der Reisen aus der Sicht der kulturell Anderen zu erfassen sucht. Die in einem Beitrag (*Steinecke*) geäußerte These, Reiseliteratur übernehme eine „schlüssige Funktion in dem Prozess des Reisens“, trifft für alle Beiträge zu, die sich mit der Reiseliteratur befassen. Dies gilt für die von *Kerstin Gernig* thematisierten literarischen Japanberichte zu Anfang des 20. Jahrhunderts (von Kellermann und Graf Keyserling) so wie für die Reisen der Renaissance, für die *Werner Röcke* mit Recht beansprucht, dass gerade diese Epoche einen Paradigmenwechsel im Hinblick auf das mittelalterliche Verständnis des Fremden und des Reisens eingeleitet habe. Wird bei den Japanreisenden erkennbar, wie sehr sie sich im Verlaufe ihrer Reise auf eine ihnen unbekannte sinnliche Nähe einlassen und dadurch ihr Bild von sich und den Anderen

verändern, so wird in der Renaissance – dies gilt ganz für den sehr spannenden Beitrag von *Kirsten Mahlke* über die Indianerrezption des französischen Protestanten Jean de Léry (1534–1634) – erkennbar, wie sehr die Anderen instrumentalisiert werden, um die eigene Welt zu verfremden und kritisch zu betrachten. Ob man sich allerdings allen bemerkenswerten Schlussfolgerungen von Mahlke, die mit der calvinistisch geprägten Sicht auf die brasilianischen Indianer und ihrer karnevalesken Verfremdung durch Léry argumentiert, anschließen kann, bleibt zumindest im Hinblick auf die Ikonographie des nackten Indianers zu prüfen. Hier hat gerade die französische Historikerin Pellegrin (in: Ceard/Margolin 1987, S. 509–529) auf die zu Beginn der „Entdeckungen“ noch relativ differenzierte Sicht der europäischen Invasoren hingewiesen, was die Repräsentation der indianischen Nacktheit anbelangt.

Pointierter noch als Mahlke betont Werner Röcke, wie sehr in der Renaissance der Modus der Umkehrung in den Romanen vom Finkeritter und dem Lalebuch mit ihrer Unsinnsliteratur – ähnlich wie der karnevaleske – den neuen Umgang mit der Fremde prägt. Als Ausdruck der eigenen kulturellen und sozialen Verunsicherung sei dieses Lachen jedoch zugleich der Vorteil des Status der Machtlosigkeit. *Elke Waiblinger*, die von den Reisedarstellungen eines Hofmannes im gleichen Zeitraum berichtet, zeigt dabei, wie sehr die hier aufgezählten Maskeraden und Inszenierungen in der Erzählung auf die Unterhaltung eines höfischen Publikums abzielten. In dieser Inszenierungslust spiegelt sich im Grunde der schon beschriebene Umgang mit dem Fremden, das auf diese Weise in das europäische Repräsentationssystem eingebunden wird. Sowohl *Renate Schlesier* („Transgressionen des Odysseus“) als auch Hartmut Steinecke („Reisen über Grenzen“) – letzterer ist neben Behrend der einzige Beitrag zum Reisen in der Gegenwart – gehen auf die Reiseerzählung als spezifische Form des Erzählens ein. Hinter Odysseus verbirgt sich Homer, der sich dadurch zugleich als Erzähler profiliert und positioniert und damit zum eigentlichen Helden wird. An Beispielen von ostdeutschen Erzähler/innen analysiert Steinecke, wie das Trauma des Nicht-Reisenkönnens zu Zeiten der DDR bewältigt wurde. Vergleichbar zu Behrends Beobachtung über die Wirkung der Likoni-Fotografien, formt und gestaltet Reiseliteratur die Konventionen des Reisens selbst. Reiseliteratur bildet daher, wie es Steinecke eindringlich hervorgehoben hat, einen Beziehungsraum, um neue anthropologische und kulturelle Erfahrungen zu verarbeiten. Eine gewisse Sonderstellung nimmt der Beitrag von *Bernhard Lang*, der Swedenborgs Reise ins Jenseits untersucht, insofern ein, als es sich hier um ein imaginäres Reisekonzept handelt. Dabei macht Lang deutlich, dass Swedenborgs Jenseitsvorstellung im Grunde nur ein vereinfachtes christliches Weltbild darstellt und eine Ausdehnung der realen irdischen Landschaft beschreibt. Den Abschluss des Bandes bildet der Aufsatz von *Susanne Zantop* („Ansichten und Angesicht. Forsters und Meiners als physiognomische Grenz-Gänger“), in dem sie durch den Vergleich der beiden Autoren des 18. Jahrhunderts trotz all ihrer inhaltlichen Gegensätzlichkeit nachweist, dass beide dem gleichen physiognomischen Diskurs folgen, mit dem sie Ausgrenzung und Hierarchisierung von Eigenem und Fremden begründen. Für Zantop verweist dies auf die folgenreiche Verbindung von Ideologie und Ästhetik.

Wünschenswert wäre eine abschließende Gesamtbibliographie oder jeweils eine bibliographische Übersicht zu Ende jeden Beitrags, die zumindest in dieser Hinsicht einen Gesamtüberblick vermittelt.

SUSANNE UDE-KOELLER: Auf gebahnten Wegen. Zum Naturdiskurs am Beispiel des Harzclubs e. V. Münster u. a.: Waxmann 2004, 323 S., 11 Abb. (Internationale Hochschulschriften, 417).

Seit einigen Jahren befasst sich die Volkskunde verstärkt mit dem Thema Natur als Konstruktion. Zu den interessantesten dieser Studien gehören dabei zweifellos die historischen Abhandlungen, die sich mit den Naturdiskursen sozialer, kultureller und politischer Bewegungen auseinandersetzen. Interessant sind sie zum einen, weil diese Arbeiten einen direkten Bezugspunkt zu parallelen Forschungen aufweisen, die derzeit allgemein in den Geschichtswissenschaften (z. B. von Franz Josef Brüggemeier oder von Joachim Radkau) angefertigt werden und deshalb im hohen Grad anschlussfähig sind. Interessant sind sie zum anderen, weil derlei Themen in der Luft lagen und die Volkskunde sie unter eigenen Blickwinkeln aufgriff, auch da sie mit ihren Spezialthemen, nämlich „Heimat“, „Tourismus“ und „Folklorismus“, bereits auf ältere Grundlagenforschung zurückgreifen konnte. Wenn wir dabei die größeren volkscundlichen Abhandlungen der letzten Jahre zum Thema Natur Revue passieren lassen – Klaus Schriewer und Albrecht Lehmann zum „deutschen Wald“, Friedemann Schmoll zur Geschichte des Naturschutzes oder die entsprechenden Referate des Kongressbandes der 32. DGV-Tagung zum Thema „Natur-Kultur“ –, so ist das Spektrum derjenigen Themen umrissen, mit denen sich die Göttinger Volkskundlerin Susanne Ude-Koeller in ihrer bei Rolf-Wilhelm Brednich angefertigten Dissertation zum Naturdiskurs am lokalen Beispiel des Harzclubs gewinnbringend befasst hat.

Die Verfasserin bewegt sich dabei mit ihrem Thema Natur im Kontextdreieck Vereins-, Regional- und Tourismusforschung, wobei ihre äußerst breitgestreuten Quellen neben der Vereinszeitschrift, Vereinsfilmen und -tonträgern und der Harzer Tagespresse umfangreiche Archivbestände aus Clausthal-Zellerfeld, Braunschweig, Halle, Leipzig, Magdeburg, Göttingen, Wolfenbüttel, Goslar, Nordhausen und Seesen umfassen; schließlich besaß/besitzt der Verein Dutzende von Zweigvereinen. Darüber hinaus kann Ude-Koeller einige der Funktionäre bis ins Bundesarchiv Berlin verfolgen. Die Auswertung der schriftlichen Quellen erfolgt dort, wo es für sinnvoll erachtet wird, EDV-gestützt als Volltextversion inklusive eines Kommentars. Anschließend werden zentrale zeitgenössische Begrifflichkeiten und Inhalte im Rahmen von Untersuchungskategorien wie Natur, Politik, Volkskultur, Tourismus verschlagwortet, um auf dieser Textebene eine Diskursanalyse durchzuführen. Aufgrund dieser stringenten Vorgehensweise, der breit gefächerten Quellenbasis und des weiten Untersuchungsansatzes schafft es Susanne Ude-Koeller nicht nur, ein Stück wichtiger Regionalgeschichte diskursanalytisch aufzuarbeiten, sondern ihre Ergebnisse lassen sich ausgezeichnet übertragen auf eine allgemeine Tourismus- und Naturschutzgeschichte, die sich auch mit den politischen und folkloristischen Implikationen des Themas befasst.

Nach einem kurzen Überblick über die Wirtschafts-, Sozial- und Tourismusgeschichte des Naturraums Harz – inklusive der zwiespältigen Erscheinung, dass ein Naturverein aufgrund seiner angeblich „schützenden“ Tätigkeit immer seinen Schutzraum „Natur“ der Zerstörung durch Tourismus preisgibt – untersucht die Verfasserin den Harzclub auf drei Ebenen, wobei sie immer den entsprechenden Kontext mit abklopft: die Geschichte des Vereins, die Nationalisierung von Natur durch den Verein und die vom Verein konstruierte Natur als Element des Folklorismus. Obwohl aus etlichen Studien zu entsprechenden zeitgenössischen Organisationen (z. B. Heimatschutzbewegung), Institutionen (z. B. Ahnenerbe) und Publikationen (z. B. Hermann Löns) mittlerweile hinlänglich bekannt, ist es doch immer wieder faszinierend zu lesen, wie

durch entsprechende – teils absurd argumentierende – Diskurse an einem normalen bewaldeten Gebiet die Nationalisierung und Germanisierung des deutschen Waldes vollzogen wird – auch der Harzclub hatte an dieser Entwicklung seinen unheilvollen Anteil. Auch hier erscheint wieder die ganze Palette an entsprechenden Elementen von der nationalen Liebe zum Wald über die völkische Nationalisierung des Waldes bis hin zur aggressiven rassistischen Germanisierung der Natur inklusive des Ausschlusses angeblich „fremder“ Bevölkerungsgruppen, die im deutschen Wald aufgrund ihrer „andersvölkischen Wesenheit“ nichts zu suchen haben.

Susanne Ude-Koeller kommt dabei zu vier (zeitlich) unterschiedlichen Diskursebenen: das 19. Jahrhundert mit dem literarischen Bild von der Natur als unberührte Gegenwelt, die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit dem ideologisierenden Bild des völkischen Waldes für eine deutsche Natur, die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg mit dem folkloristischen Bild von der Natur als Gegenstand der Harzer Heimat- und Kulturpflege und das ausgehende 20. Jahrhundert mit einer Naturvorstellung, die immer noch „primär auf den Menschen“ bezogen ist und als modernes Gegenmodell den konkurrierenden Nationalpark besitzt. „Gebahnte Wege“: dieser mit Bedacht gewählte Titel ist Programm nicht nur für den Harzclub, sondern für ein allgemeines Verständnis von begehbarer und gemachter „Natur“, die das Unberührte nicht unberührt sein lässt, weil es eben nicht unberührt gelassen werden kann. In diesem Sinne – und nicht nur in diesem – ist die Arbeit von Susanne Ude-Koeller ein schönes Stück nachdenkenswerter volkskundlicher Forschung.

Göttingen

BERND WEDEMEYER-KOLWE

GERDA ENGELBRACHT: Von der Nervenklinik zum Zentralkrankenhaus Bremen-Ost. Bremer Psychiatriegeschichte 1945–1977. Bremen: Edition Temmen 2004, 288 S., 110 Farb- und Schwarzweißabb.

Psychiatriegeschichte, geschrieben von Medizinerinnen, wurde lange Zeit als Erfolgshistorie präsentiert, während universitäre Studien ihrerseits soziologische Konzepte, normative Texte und ärztliche Programmatik als Quellen favorisierten. Legitimation und Kritik der Psychiatrie standen sich im Ergebnis zumeist unversöhnlich gegenüber. Seit einigen Jahren nun gewinnt eine neue Tradition historisch fundierter Studien an Boden, die sich den einzelnen psychiatrischen Einrichtungen und deren Archivbeständen zuwendet, ohne auf methodische Reflexionen und die Einbeziehung des Forschungsstandes zu verzichten. Diese Publikationen haben bereits Wesentliches dazu beigetragen, die herkömmlichen teils beschönigenden, teils einseitig psychiatriekritischen Darstellungen zu differenzieren und zu korrigieren.

Eines dieser neuen Forschungszentren ist Bremen, wo in Verbindung mit dem dortigen Krankenhausmuseum die Kulturwissenschaftlerin Gerda Engelbracht (zum Teil in Zusammenarbeit mit dem Museumsleiter Achim Tischer) seit 1990 bereits mehrere wichtige Einzelbände zur Geschichte des heutigen Klinikums Bremen-Ost herausgebracht hat. Dass Engelbracht nun in ihrem neuesten Band die Zeit nach 1945 fokussiert, ist besonders verdienstvoll, da die jüngere Psychiatriegeschichte bislang kaum ausführlicher behandelt wurde. Wie stellte sich im so genannten Jahre Null die Lage psychisch kranker Menschen tatsächlich dar, wie gingen Sozialpolitiker und Anstaltsdirektoren mit dem nationalsozialistischen Erbe um, gab es in der jungen Bundesrepublik auch eine Demokratisierung im gesellschaftlichen Teilbereich „Psychiatrie“ und welchen Beitrag zur Modernisierung von Gesellschaft konnte dieser leisten?

In ihrer durch zahlreiche Bilder, Archivdokumente, Interviews und eindrucksvolle Kurzbiographien aufgelockerten, sehr gut lesbaren Darstellung gelingt es Engelbracht hervorragend, uns den Mikrokosmos einer Institution und ihrer Akteure nahe zu bringen. Das Buch beginnt mit der schwierigen Phase nach 1945, in der zumindest in Ansätzen die Entnazifizierung, aber nur unzureichend die „Wiedergutmachung“ nationalsozialistischen Unrechts an den Pfinglingen gelang. Dass die Nervenklinik jedoch tatsächlich einen demokratischen Neuanfang nahm, verdankte sie nicht zuletzt dem ersten ärztlichen Direktor der Nachkriegszeit Heinrich Schulte (1946–1964), der nicht nur ein Gegner des nationalsozialistischen Regimes gewesen war, sondern als Psychiater in der Berliner Privatklinik Waldhaus auch bereits früh besonderes Interesse für psychoanalytische und psychotherapeutische Behandlungsansätze gezeigt hatte. Er sorgte dafür, dass auch in Bremen, wohin es ihn in den letzten Kriegsmonaten verschlagen hatte, schon relativ früh im Vergleich zu anderen psychiatrischen Anstalten, nämlich 1949, eine Psychoanalytikerin mit eigenem Institut eingestellt wurde. Auch die Eröffnung einer Kinderbeobachtungsstation (1950) und einer psychosomatischen Abteilung (1953) waren vorbildlich. Auch der zweite Bremer Klinikleiter Stefan Wieser (1964–1973) war ein ausgesprochener Wegbereiter psychiatrischer Reformen und nahm bereits Ansätze vorweg, die andernorts erst mit Beginn der 1970er Jahre (Verabschiedung der „Psychiatrie-Enquete“ der Bundesrepublik Deutschland 1975) Einzug in den Anstaltsalltag nahmen. Er leitete insbesondere den Wandel von der kustodialen zur sozialen Psychiatrie in Bremen-Ost ein. Dagegen müssen die in Bremen wie in anderen psychiatrischen Krankenhäusern vor und nach 1945 angewandten Schocktherapien, die gehirnochirurgischen Eingriffe (Leukotomie) um 1950 sowie die seit 1952 eingeführte Psychopharmakologie mit ihren zunächst besonders heftigen Nebenwirkungen aus Sicht der Betroffenen und entsprechend heutiger ethischer Standards als äußerst problematisch betrachtet werden. Geradezu als Hemmnis für eine moderne Psychiatrieentwicklung mit patientenfreundlichen Strukturen sind schließlich die ausgrenzenden Traditionen der Psychiatrie zu sehen, die auch im demokratischen Stadtstaat Bremen ihre Rolle spielten. So mussten Bremer Patienten, die als chronisch Kranke definiert worden waren, seit 1957 im fünfzig Kilometer entfernten ehemaligen Kloster Blankenburg leben. Hier bestand zwar ein landwirtschaftliches Beschäftigungsangebot, aber die Patientinnen und Patienten, die sich bald selbst als scheinbar hoffnungslose Fälle begriffen, blieben in dieser geschlossenen Abteilung komplett vom Umland isoliert. Erst zehn Jahre nach dem Bezug des neuen Klinikums in Bremen-Osterholz, also in den 1980er Jahren, kamen diese Pfinglinge in ihre Gemeinde zurück. Mit dem 1977 eröffneten Neubau jedoch beschritt der Bremer Senat schon früh in doppelter Hinsicht neue Wege: Es handelte sich hierbei um eines der ersten Hochhäuser für Psychiatriepatienten überhaupt – eine Neuerung, die von zahlreichen Bedenken begleitet war –, und Bremen leistete zugleich Pionierarbeit, indem es die Psychiatrie wieder (wie vor 1800) in die Allgemeinmedizin integrierte. Die Bremer Bevölkerung allerdings fand erst allmählich (z. B. durch Einführung eines Tages der offenen Tür) den Weg in die dortigen Abteilungen für Chirurgie, Gynäkologie, Innere Medizin etc., zu sehr wurde der Ort noch Jahre nach der Eröffnung des neuen Klinikums mit der 1904 gegründeten Bremer Irrenanstalt „St.-Jürgens-Asyl“ identifiziert.

Auf den Nachfolgebände von Frau Engelbracht, der sich vermutlich dem letzten Viertel des 20. Jahrhunderts widmen wird, kann man nur gespannt sein.